

School of Theology at Claremont



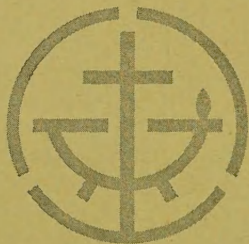
1001 1316609

BL
25
R4
1.Rhe
21.Hft

BRÜCKNER

DAS FÜNFTE EVANGELIUM

SERIES

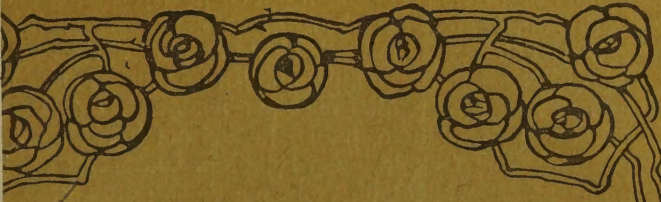


LIBRARY

Southern California
SCHOOL OF THEOLOGY
Claremont, California

Aus der Bibliothek
von
Walter Bauer

geboren 1877
gestorben 1960



Religionsgeschichtliche Volksbücher

herausgegeben von

Friedrich Michael Schiele

I. Reihe

21. Heft

Das fünfte Evangelium

(Das heilige Land)

Von

Lic. Dr. Martin Brückner-Berlin.

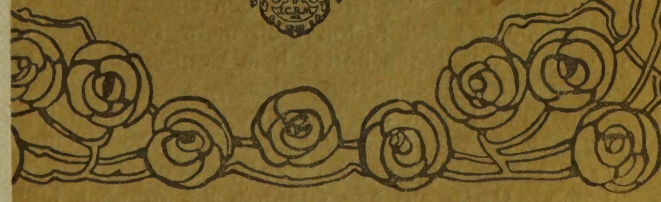
Tübingen

1910



J. C. B. Mohr

(Paul Siebeck)



Einfache Nummer 50 Pf., gebunden 80 pf.

Doppel-Nr. 1 M., gebunden 1 M. 30 pf.

(Doppel-Nr. Bouffet, Jesus 75 Pf., geb. 1 M.)













Die **Religionsgeschichtlichen Volksbücher** sind keine Tendenzschriften. Vor allem haben sie mit den mancherlei Versuchen, dem „Volk“ durch tendenziöse Beschwichtigung „die Religion zu erhalten“, nicht das geringste zu tun. Sie wollen Religion, Christentum und Kirche historisch und kritisch verstehen lehren, aber nicht „verteidigen“. Das Verständnis, das sie vermitteln, suchen sie bei der strengsten Wissenschaft von der Geschichte der Religion. Sie werden deshalb (ohne es zu wollen) im Volke vieles zerstören, was heute zwar mit dem theologischen Anspruch auftritt, bewiesene Wahrheit zu sein, in Wirklichkeit aber den Forschungen der gelehrten Welt nicht standgehalten hat. Sie werden (ohne danach zu streben) im Volke das befestigen, was durch ehrliche Wissenschaft und ihr gegenüber sich als Wirklichkeit erwiesen hat. Die Absicht der Volksbücher ist lediglich die: auf offene Fragen – offen und bescheiden wissenschaftlich begründete Antworten zu geben.

Solcher offenen Fragen gibt es heute viele. Denn heute wird im deutschen Volke die Entfremdung von der Religion nicht mehr als „Fortschritt“ empfunden. Religion ist wieder ein Lebensproblem für das Volk und seine Führer. Klar und furchtlos wollen die Religionsgeschichtlichen Volksbücher die Fragestellung, die ihnen hier entgegengebracht wird, zu der ihren machen. In den Volksbüchern sollen die Fragenden, denen der Religionsunterricht und die offizielle Kirche die Antwort schuldig geblieben sind, eine gut-deutsche Antwort ohne Hörner und Zähne finden. Wir erblicken die Volkstümllichkeit unserer Bücher in erster Linie in der schlichten und ehrlichen Klarheit, mit der die Dinge so geschildert werden, wie sie heute die besten unter den vorurteilslosen Sachkennern liegen sehen. Zu solcher Klarheit rechnen wir, daß in den Darstellungen der Volksbücher genau an derselben Stelle Fragezeichen stehen, wo die Wissenschaft welche setzt. Sie setzt oft welche.

Hervorragende Sachleute haben sich in großer Anzahl bereit gefunden, ihre Kräfte in den Dienst unseres Planes zu stellen. Es soll fortan nicht mehr heißen dürfen, die führenden Theologen hätten kein Verständnis für das Verlangen unserer gebildeten Laien.

Ob unsre Arbeit für die „Kirche“ unbequem ist, haben wir nicht zu fragen. Wir denken aber doch: eine Kirche, die aus dem Eifer um das reine Wort Gottes geboren ist und allein auf den Glauben sich gründet, sollte nicht Surcht, sondern Freude über die Volksbücher haben. Denn die Geschichte samt ihrer Forschung macht zwar nicht selig

☞ (Das heilige Land) ☞

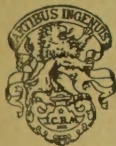






 Von
 






Lic. Dr. Martin Brückner = Berlin.

BL
25
R4
1. Reihe
21. Hft.

1. — 6. Tausend

□ □ □ □ □ □ □



Religionsgeschichtliche Volks-
bücher für die deutsche christliche

Gegenwart. I. Reihe, 21. Heft.

■ ■ Herausgegeben von D. theol.

Friedrich Michael Schiele

Tübingen 1910. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)

Inhalt.

	Seite
Einleitung	3— 7
I. Kapitel. Die Herkunft der evangelischen Geschichten im Allgemeinen	8—24
a) Die gegen palästinensische Herkunft erhobenen Einwände	8—12
b) Die für palästinensische Herkunft sprechenden Beziehungen	12—24
II. Kapitel. Der Schauplatz der evangelischen Geschichten im Einzelnen	25—43
a) Die Stätten der Kindheitserzählungen	25—31
b) Die Stätten der Wirkksamkeit des Täufers	31—32
c) Die Stätten der galiläischen Wirkksamkeit Jesu	32—36
d) Die Stätten bei und in Jerusalem	36—41
Schluß	42—43

Ausgewählte Literatur.

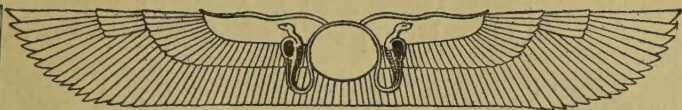
Palästinajahrbuch des deutschen evangelischen Instituts für Altertumswissenschaft des heiligen Landes zu Jerusalem. Hrsg. v. D. Dr. G. Dalman. — Zeitschrift des deutschen Palästinavereins. Leipzig, in Kommission bei K. Baedeker. — Bauer, L., Volksleben im Lande der Bibel. 1903. — Löhner, M., Volksleben im Lande der Bibel. 1907. — Furrer, Wanderungen durch Palästina. 1861. — Naumann, Asia. 1899. — Rohrbach, Im Lande Jahwehs und Jesu. 1901. — Scheller, Kennst du das Land? 17. Aufl. 1900. — Hölscher, G., Landes- und Volkskunde Palästinas. 1907. — Benzinger, Grundriß der hebräischen Archäologie. 2. Aufl. 1906.

Die Hauptsache verdanke ich freilich keinem der hier genannten Bücher, sondern der lebendigen Anschauung und der ausgezeichneten Belehrung, die den Mitgliedern des archäologischen Instituts durch dessen langjährigen Leiter, Herrn Professor D. Dr. Dalman, zuteil geworden ist. Ihm sei auch an dieser Stelle mein besonderer Dank ausgesprochen.

Copyright 1910 by J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen.

Alle Rechte, einschließlich des Uebersetzungsrechts, vorbehalten.

Druck von H. Laupp jr in Tübingen.



Als „fünftes Evangelium“ hat einmal Ernst Renan das heilige Land bezeichnet und hat damit seine Bedeutung für die Erkenntnis und anschauliche Darstellung der evangelischen Geschichte ausdrücken wollen. Renans Leben Jesu (es erschien 1863 zum ersten Male) hat im vorigen Jahre die 100. Auflage erfahren. Das hat es in der Tat nicht zum wenigsten dem Umstande zu verdanken, daß Renan selbst das Land bereist hatte, in dem diese Geschichte spielt. Denn so hat der Künstler zu dem Bilde, das er von Jesus entworfen hat, auch Farben auf seiner Palette mischen können, die er aus eigner Anschauung des heiligen Landes gewonnen hatte.

Das fünfte Evangelium! Diese Bezeichnung des hl. Landes hat mir seither immer vor der Seele gestanden, wenn ich mich in die Probleme des Lebens Jesu vertiefte. Hat Palästina auch in unsrer Zeit noch diese Bedeutung für die Erforschung der Evangelien und ihrer Geschichte? Das war die Frage, die ich im Herzen trug, als ich im Jahre 1908 nach Palästina reisen und dort drei Monate als Mitglied des archäologischen Instituts in Jerusalem weilen und arbeiten durfte. Auf diese Frage habe ich in allem, was ich dort sah und trieb, die Antwort gesucht.

Das Resultat, das ich gefunden habe, ist zwar viel bescheidener, als es einem Renan zu sein erschien. Ein Leben Jesu, wie es dieser Forscher entwerfen konnte, wird sich schwerlich noch daraus ergeben. Aber das Ergebnis ist doch auch nicht so gering, wie es sich manchem berühmten Gelehrten aus der Ferne darzustellen scheint, der nur an die sogenannten heiligen Stätten mit ihren oft ungeschichtlichen und zum Teil abgeschmackten Traditionen denkt. Können doch selbst diese für die geschichtliche Forschung von Bedeutung werden, wenn auch in andrer Weise, als sie selbst es verlangen.

Vor allem aber darf das heilige Land als fünftes Evangelium bezeichnet werden im Hinblick auf manche der grundlegenden Fragen des Lebens Jesu, die grade in den letzten Jahren oft auch

populär behandelt und zuletzt durch die Schriften und Vorträge von A. Drews in die breiteste Öffentlichkeit getragen worden sind.

Wer solche Schriften liest, wird bei allem Richtigen und Treffenden, was er darin finden mag, doch meist die deutliche Empfindung haben, daß das Problem selbst noch nicht gelöst sei. Das liegt vor allem daran, daß hier der Gegenstand nicht aus sich selbst heraus, sondern einseitig von einem bestimmten Gesichtspunkt aus behandelt worden ist, der ihn nicht ganz zu erfassen und darum nur teilweise oder in verkehrtem Lichte darzustellen vermag. Wie seinerzeit Bruno Bauer seinen Standpunkt in der Popularphilosophie der römischen Kaiserzeit nahm, so haben heute Kalthoff, Kautsky und Maurenbrecher das Christentum einseitig von wirtschaftlichen und sozialen Evolutionen aus zu verstehen gesucht, während Robertson von der orientalischen Religionsgeschichte, Jensen vom babylonischen Gilgameschepos und Bolland vom alexandrinischen Hellenismus ausgehen. Drews aber hat hauptsächlich aus den von Robertson und Smith gesponnenen Fäden ein farbiges Gewebe hergestellt, dessen Unhaltbarkeit dem Laien deshalb leicht verborgen bleibt, weil es so bunt und verwirrend wirkt.

Zur Klarheit werden wir nur kommen, wenn wir vor allem fest unsern Standpunkt in den Evangelien selber nehmen und von hier aus die verschiedenen Fragen, die sich stellen, untersuchen. Natürlich nicht in dem Sinne von „es steht geschrieben“, oder, was trotz wissenschaftlicher Einkleidung nicht viel anders zu werten ist, in dem Sinn einer voreiligen Quellenkritik, der die letzten literarischen Quellen der Evangelien zugleich die geschichtlichen Quellen für das Leben Jesu sind. Vielmehr ist die Geschichtlichkeit der Evangelien und ihrer Quellen wieder eine Frage für sich, die nach allen Seiten hin gründlich zu untersuchen ist.

Auch nur eine, wenn auch sehr wichtige Unterfrage hierfür ist nun die, ob die Evangelien oder ihre Quellen aus Palästina stammen oder nicht.

Zwar, daß die vier Evangelien in der Gestalt, wie wir sie haben, sämtlich in griechischer Ursprache und nicht in Palästina geschrieben sind, ist heute fast allgemeine wissenschaftliche Annahme. Aber stammt ihr Stoff oder wenigstens die Hauptmasse ihres Stoffes daher? Sind sie dort bodenständig und tragen Palästinas Erdgeruch an sich? Das ist bekanntlich von Bruno Bauer und neuerdings wieder von Kalthoff und anderen bestritten worden. Nach ihnen ist das älteste Evangelium nicht nur in Rom geschrieben, sondern auch seinem Inhalte nach dort entstanden, und der Inhalt ist dann nur künstlich auf den Boden Palästinas projiziert worden. In ähnlicher Weise macht der Holländer Bolland den alexandri-

ischen Hellenismus zum Vater des Christentums mit dem Motto: Aus Aegypten habe ich meinen Sohn gerufen.

Es genügt nun nicht, die hierfür vorgebrachten Gründe mit einigen Bemerkungen abzutun, sondern man muß versuchen, den positiven Nachweis zu führen, daß der Inhalt der vier Evangelien in Palästina bodenständig ist.

Einen Teil zur Beantwortung dieser Frage wollen die folgenden Ausführungen bringen. Einen Teil; denn die Frage selbst ist viel umfassender und kann von verschiedenen Seiten aus aufgefaßt werden, auf die zur richtigen Begrenzung des Themas noch kurz hingewiesen werden muß.

1. Man kann den Lehrgehalt der vier Evangelien ins Auge fassen und fragen, ob die hier vertretenen religiösen und sittlichen Anschauungen auf das geistige Niveau von Palästina passen oder etwa aus dem Hellenismus stammen. Man wird z. B. sagen können, daß ein Wort wie das der Bergpredigt: „Er läßt seine Sonne scheinen über Gute und Böse und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte“ mit seiner Gottesanschauung jenseits von gut und böse aus dem Hellenismus leicht verständlich ist, aus der jüdischen Religion dagegen kaum. Andererseits kann ein Gebot wie das Doppelgebot der Gottes- und Nächstenliebe nach unsrer Kenntnis der Religionsgeschichte ganz allein auf dem Boden der israelitischen Religion erwachsen sein.

2. Weiter käme für die Bodenständigkeit der vier Evangelien die aramäische Grundsprache ihrer Quellen in Betracht, deren Nachweis am ausführlichsten Wellhausen in seiner Einleitung gegeben hat, wogegen Deißmann die hier genannten Semitismen zum großen Teil auf den Sprachgebrauch der Koine, der griechischen Volkssprache zurückführen will. Wenn sich aber z. B. die ganz verschiedene Wiedergabe derselben Quelle bei Luk. 11, 41 und Matth. 23, 26 auf eine leichte durch Verlesen oder Verschreiben entstandene Aenderung eines aramäischen Originals (hier sakkau und dakkau) zurückführen läßt, so ist das natürlich ein starker Beweis für aramäische Grundsprache. Zugunsten Wellhausens legt auch ein Forscher wie E. Nestle seine hierin sehr gewichtige Stimme in die Waagschale und zeigt u. a., wie die für den „Anis“ Luk. 11, 42 bei Matth. 23, 23 stehende „Raute“ auf der Verwechslung der aramäischen Worte schabarah und schabatha beruhe.

3. Endlich hat man zur Entscheidung in unserer Frage auch die in den Evangelien vorausgesetzten geschichtlichen Verhältnisse zu prüfen. So paßt z. B. die Art, in der bei Johannes die „Juden“ als Feinde Jesu auftreten, mehr in die Zeit des Evangelisten selbst als in die Geschichte Jesu. Dagegen führen die Streitfragen, die bei den Synoptikern zwischen Jesus und den Schriftgelehrten

über allerlei Gesetzesvorschriften wie über den Tempel und seinen Dienst zur Verhandlung kommen, meist ganz in die Zeit und Umstände des Landes vor 70 hinein, wenn auch gewisse Einseitigkeiten und Verallgemeinerungen vorliegen mögen.

Mit alledem wird freilich die Frage nach der Bodenständigkeit der Evangelien noch nicht entschieden. Als ausschlaggebend kommen vielmehr erst die ganzen Lebensverhältnisse, die sich aus den Evangelien in geographischer, wirtschaftlicher, kultureller und sozialer Beziehung ergeben, kurz das ganze sogenannte „Milieu“ in Betracht, auf dem sich die evangelischen Erzählungen aufbauen, und aus dem sie erwachsen sind. Weist uns das nach Palästina oder nicht? Was können wir aus dem heutigen Palästina zur Beantwortung dieser Frage entnehmen? Das ist die erste und Hauptfrage, die wir an das fünfte Evangelium zu richten haben.

Aber es ist nicht die einzige. Handelt es sich letztlich um die Frage nach der Geschichtlichkeit der evangelischen Erzählungen, so ist mit dem Nachweis ihrer Bodenständigkeit in Palästina erst eine, wenn auch sehr wichtige, Vorfrage beantwortet. Ueber die Geschichtlichkeit einer Erzählung selbst ist damit noch nichts ausgemacht. So sind ja z. B. nach Jensen fast sämtliche evangelischen Erzählungen altisraelitische Absenker des babylonischen Gilgamesch-epos und damit in Palästina bodenständig, aber dennoch sagenhaft. Doch auch da, wo die Ungeschichtlichkeit einer Erzählung aus anderen Gründen feststeht, kann der Nachweis ihrer Bodenständigkeit für die Frage nach ihrer Herkunft und Entstehung von Bedeutung sein und der Kritik für ihre Arbeit wichtige Fingerzeige geben.

Nehmen wir ein konkretes Beispiel! Die Erzählung von dem Jüngling zu Nain Luk. 7, 11 — 17 gilt der Kritik schon längst als eine Nachbildung der alttestamentlichen Erzählung vom Sohn der Sunamitin 2. Kön. 4, 8. 17 — 37, wie diese der vom Sohn der Witwe zu Sarepta 1. Kön. 17, 11 — 24. Aber gerade die selbständigen Züge der evangelischen Erzählung (der Trauerzug vor dem Tore der Stadt, die offene Bahre als Sarg) tragen so starke palästinensische Färbung, daß man noch heute fast bei jedem Leichenbegängnis in Palästina an die Geschichte vom Jüngling zu Nain erinnert wird. Ihr Erzähler scheint daher mit palästinensischen Verhältnissen vertraut gewesen zu sein oder sie aus palästinischer Tradition übernommen zu haben. Das letztere wird wieder durch die Ortslage von Nain in nächster Nachbarschaft von Sunem überaus wahrscheinlich¹⁾. Das „fünfte Evangelium“ vermag uns also

¹⁾ Diese Erklärung ist jedenfalls der Annahme einer absichtlichen oder zufälligen Verlegung der Erzählung in die Nachbarschaft von Sunem vorzuziehen.

hier zwar nichts über die Geschichtlichkeit der Erzählung zu sagen, läßt uns diese aber viel eher als Lokaltradition wie als reine literarische Nachbildung verstehen. Auch die Erzählung von der Stillung des Sturms erweist sich dem, der Ähnliches auf dem See Genesareth erlebt hat, als bodenständig. Wir befanden uns auf der Ueberfahrt nach Kapernaum, und der See war so still, daß die Schiffer das Segel nicht benutzen konnten, sondern rudern mußten. Da sahen sie plötzlich den Sturm kommen; ja sie borgten sich von uns ein Glas, um die Anzeichen des nahenden Sturmes besser zu erkennen. In wenig Minuten brach er auch so heftig los, daß auch unser Schifflein von Wellen bedeckt ward. Ebenso schnell trat dann nach unserer Landung wieder Windstille ein. Die Geschichtlichkeit der Erzählung (Mark. 4, 34 — 41) ist natürlich damit nicht bewiesen. Es ist ja auch von vornherein nicht zu erwarten, daß das heutige Palästina uns in dieser Beziehung irgendwelche direkten Aufschlüsse zu geben vermöchte. Wer mit der Erwartung verbürgt geschichtlicher Traditionen das heilige Land bereist, wird arg enttäuscht. Die meisten angeblich geschichtlichen Traditionen lassen sich nicht über das vierte Jahrhundert n. Chr. zurückverfolgen. Von da ab liegt dichter Nebel über den Spuren der evangelischen Geschichte. Lassen sich aber die Schleier von vier Jahrzehnten, die über die schriftliche Ueberlieferung der Evangelien gebreitet sind, nicht mehr völlig heben, wie sollte es da möglich sein, den Nebel ebensovieler Jahrhunderte zu durchdringen, der über dem Lande lagert, aus dem diese Geschichten stammen!

Dennoch wird auch hier das fünfte Evangelium in manchen Fällen bestätigend oder berichtend die geschichtliche Erforschung der vier Evangelien klären und ihr Wege weisen können, die sie ohne seine Hilfe nicht gefunden hätte. Wir haben daher den Schauplatz der evangelischen Geschichten auch im einzelnen daraufhin zu untersuchen, was er uns etwa über die dort spielenden Geschichten und ihre in den Evangelien gegebene Darstellung zu sagen hat.

So gliedert sich uns die Betrachtung des fünften Evangeliums in die Beantwortung zweier Fragen, die getrennt von einander zu untersuchen sind:

1) Was ergibt sich aus dem Vergleich des heutigen Palästina mit dem kulturgeschichtlichen Hintergrunde der Evangelien im allgemeinen für die Frage nach ihrer Herkunft?

2) Welche Bedeutung hat das heutige Palästina als Schauplatz der evangelischen Erzählungen im einzelnen?

I. Kapitel.

Palästina und die Herkunft der evangelischen Geschichte.

Daß die vier Evangelien ihre Handlung in Palästina spielen lassen wollen, ist ja klar, und daß ihnen dies im Allgemeinen auch gelungen ist, desgleichen. Aber derartige allgemeine Beziehungen herzustellen, wäre an sich für einen römischen Christen, der Palästina kannte und genug Bildung besaß, nicht schwerer, als es etwa für einen deutschen Romanschriftsteller wäre, seinen Helden in Frankreich oder Rußland auftreten zu lassen. Dazu hätte ihm vor allem auch das Alte Testament in der griechischen Uebersetzung der Septuaginta zu Gebote gestanden, die die Schreiber unsrer Evangelien in der Tat auch benutzt haben, und aus der sich auch eine große Reihe von Einzelzügen und Erzählungen der Evangelien erklären lassen.

Um so schwerer fallen natürlich etwaige geographische oder kulturelle Verstöße gegen die Herkunft aus Palästina ins Gewicht und bedürfen einer genauen Prüfung ihrer Tragweite.

a) Die gegen palästinensische Herkunft erhobenen Einwände.

Solche Verstöße hat besonders Kalthoff (Das Christusproblem S. 50 ff.; Die Entstehung des Christentums S. 34 f.) zusammengestellt, um damit seine Einwände gegen die palästinensische Herkunft der evangelischen Geschichte zu begründen. „Die Szenerie im allgemeinen“, so sagt er, ist wohl Palästina; aber wie unbestimmt und fließend, wie widerspruchsvoll wird dieselbe im einzelnen! Nach den ersten drei Evangelien ist der Schauplatz der eigentlichen Wirklichkeit Jesu in Nordpalästina, besonders Galiläa. Jesus ist in Jerusalem noch so unbekannt, daß, als er bei der Reise zum letzten Passah dorthin kommt, das Volk erst fragt, wer der Mann sei, und die Antwort gegeben wird, das sei Jesus, der Prophet aus Nazareth in Ga-

Galiläa. Nach dem vierten Evangelium dagegen liegt der Schauplatz der Erzählung in Südpalästina, besonders in Jerusalem; und der dritte Evangelist verlegt sogar einen Hauptteil der Ereignisse nach Samarien, dem mittleren Teile Palästinas, dem Lande der Unreinen, von dessen Bewohnern kein frommer Jude ein Stück Brot nehmen durfte, wo aber Jesus so gut zu Hause zu sein scheint, wie nur in allen übrigen Gebieten. Auch fehlt für eine Anzahl evangelischer Ortsbezeichnungen jede geographische Spur, und die spätere Uebersetzung hat in vielen Fällen erst nach den Evangelien eine Geographie konstruiert, die für die Evangelien eingerichtet ist." Ferner weist Kalthoff als für palästinensische Zustände undenkbar auf die Erzählung vom Zinsgroschen hin, desgleichen auf die Anrede *kyrios* (Herr) als die nach Friedländer (Sittengeschichte Roms I. S. IV.) damals konventionelle Form des Verkehrs in Rom. „Endlich schildern die Evangelien soziale Zustände, wie dieselben in dieser Gestalt nur auf die Agrarverhältnisse Italiens in der römischen Kaiserzeit passen, nicht auf diejenigen Palästinas, denen die ökonomischen Vorbedingungen einer solchen agrarischen Entwicklung vollständig fehlten." (Ausbildung des Kolonats, nach G. Adler: Die soziale Reform im alten Rom, im Handwörterbuch der Staatswissenschaften.) Vgl. Matth. 18, 25; 5, 26; 18, 34.

Zu diesem Punkt ist noch die Bemerkung in der „Entstehung des Christentums" S. 34 zu beachten: „In Palästina brauchte man gar nicht diese in den Evangelien geradezu korporativ auftretenden Zöllner". Die hier dargestellte Stimmung des Volkes gegen die Zöllner werde vielmehr in Italien verständlich, „ohne daß wir uns von den Verhältnissen Palästinas ein der Wirklichkeit nicht entsprechendes Bild zu machen brauchen".

Wenn diese Einwände Kalthoffs alle zuträfen, so wäre allerdings die palästinensische Bodenständigkeit der evangelischen Geschichte schwer erschüttert. Es ist aber dagegen folgendes zu sagen.

1. Die Eigentümlichkeiten der geographischen Szenerie fallen den Evangelisten zur Last, die den Stoff gesammelt und „geordnet" haben. Auch liegt ihren verschiedenen Darstellungen keine falsche geographische Anschauung zugrunde; sie können nur nicht alle drei zugleich geschichtlich sein. Kalthoff muß ja selbst zugeben, daß der Schauplatz der Wirksamkeit Jesu dem Stoffe entsprechend bei den ersten drei Evangelisten übereinstimmend in Galiläa liegt. Endlich ist die Behauptung Kalthoffs, daß Jesus nach Lukas in Samarien ebenso gut zu Hause war wie in Galiläa, eine große Uebertreibung. Denn Luk. 9, 51 ff. redet nur von einer, nicht einmal ausgeführten, Reise durch Samarien, die nach Josephus (Ant. XX, 6, 1; Vita 52) den Juden keineswegs verboten, sondern der gewöhnliche Weg der Fests pilgrim war. In Luk. 17, 11 aber könnte

vielleicht (nach Holzmann) sogar nur die Grenze zwischen Samarien und Galiläa gemeint sein.

2. Die Unbestimmtheit des Reisewegs Jesu, auf die besonders Wellhausen hingewiesen hat, zeigt allerdings auch, daß die Evangelisten keine klare Anschauung von dem Leben Jesu und seinem Verlauf im einzelnen hatten. Aber, daß wir die Lage einer Anzahl geographischer Orte nicht wissen, ist noch kein Beweis dafür, daß sie nicht existiert und die Evangelisten sie erdichtet haben. Die Schaubühne des jungen Christentums war die Welt der unteren Schichten und lag, zumal in ihrem Anfang, selbst für jüdische Literaten ganz abseits von den bekannten Heerstraßen. Ob sich dafür aus der heutigen Tradition in Palästina noch Anhaltspunkte finden lassen, soll im zweiten Teil der vorliegenden Schrift besprochen werden.

3. Die Erzählung vom Zinsgroßchen Mark. 12, 35 – 37 ist allerdings auffallend. Aber nicht deshalb, weil damals in Palästina keine Münzen mit dem Bilde des Kaisers vorhanden gewesen wären. Man hat sie überall und immer wieder in Mengen gefunden, und sie waren damals ganz sicher im Verkehr. Ob aber Jesus mit seiner Aufforderung, ihm einen Denar zu zeigen, grade bei den Pharisäern so bestimmt darauf rechnen durfte, daß sie einen hatten, könnte fraglich erscheinen. Es wurden damals auch, „um das auf diesem Gebiete so empfindliche Gewissen der Juden zu schonen, für Palästina Münzen ohne Kopfbild geschlagen“ (Holzmann). Andererseits paßt aber die Streitfrage so vorzüglich in die ganze vorausgesetzte Situation, daß wir in der Geschichte selbst keine genügende Veranlassung haben, sie mit Kalthoff für eine tendenziöse Erdichtung „als Hauptargument der christlichen Apologeten bis zu Tertullian gegen die über sie verhängten Verfolgungen“ anzusehen.

4. Ganz verfehlt erscheint das Argument Kalthoffs aus dem Gebrauch der Anrede kyrios (lat. domine: Herr). Denn einmal ist sie in den Evangelien gar nicht die allein gebräuchliche. Vielmehr wird grade in den scheinbar älteren Partien der Ausdruck „Lehrer“ oder, wie es aramäisch heißt, „Rabbi“ bevorzugt. Die Anrede Jesu mit „Herr“ ist zwar auch häufig, aber gar nie in jenem abgeblaßten Sinne gemeint, in dem heute der bessere Eingeborene mit efendi, der Europäer mit chawâdscha angeredet wird. Sondern es soll damit stets die göttliche Würde Jesu ausgesprochen werden. In diesem Sinn ist der Ausdruck „Herr“ aber nachgewiesenermaßen aus dem Osten in den Westen gekommen und nicht umgekehrt.

In diesem Zusammenhange möchte ich gleich noch ein paar andere Ausdrücke erwähnen, die wie damals noch heute im Lande

Palästina in Gebrauch sind. So vor allem die Grußformel es-salâm 'alêkum „Friede sei mit Euch“, die allerdings nur den „Gläubigen“, d. h. also den Muslim, zuteil wird, während sie als Abschiedsgruß ma 'as-salâme („gehe hin in Frieden“) allgemein gebräuchlich ist. In diesen Grußformeln und ihrem Gebrauch entspricht sachlich die Bedeutung des Friedens ganz dem, was Matth. 10, 12 f.; Luk. 10, 5 f. darüber ausgeführt ist; auch hier soll der Friede nur den „Gläubigen“ zuteil werden. Auch die Umständlichkeit des Grüßens, das sich oft zu einem förmlichen Zwiegespräch ausgestaltet, scheint zu Christi Zeiten schon gebräuchlich gewesen zu sein, weshalb Jesus seinen Jüngern auf ihrer eiligen Missionswanderung durch Palästina Luk. 10, 10 es verbietet, sich mit Grüßen aufzuhalten. In der Bergpredigt (Matth. 6, 34. 36) wird das Schwören „beim Himmel“ und „bei deinem Haupte“ verboten. jâ salâm (= o Himmel!) und wahjât râsak (bei deinem Haupte!) sind aber noch heute sehr gebräuchliche Redensarten. inschallâh („so Gott will“, die sogenannte condicio Jacobaea nach Jak. 4, 15 vgl. Apgs. 18, 21; Röm. 1, 10; 1. Kor. 4, 19) und allâ'h jatik („Gott wird dir geben“, was man dem Bettler sagt, um ihn ganz sicher los zu werden, vgl. Jak. 2, 15 f.), haben zwar in den Evangelien keine Parallele, ergeben sich aber aus dem Jakobusbrief als schon dem Urchristentum bekannte Sachparallelen. In solchen volkstümlichen Redensarten spürt man den verwandtschaftlichen Geist des heutigen Orients mit dem urchristlichen des Neuen Testaments besonders deutlich. Sie fallen daher auch für dessen orientalischen Ursprung mehr in die Waagschale als etwa geographische Unstimmigkeiten gegen denselben.

5. Am wenigsten kontrollierbar ist die letzte und, wenn sie richtig wäre, entscheidendste Behauptung Kalthoffs über die soziale Lage Palästinas und die damit zusammenhängende Zöllnerfrage. Das „korporative Auftreten“ dieser Menschenklasse in den Evangelien fällt ja gewiß auf, und man wird wohl zugeben müssen, daß die Zöllner bei den den Ereignissen fern stehenden Evangelisten eine ähnliche Verallgemeinerung erfahren haben wie die „Schriftgelehrten und Pharisäer“ oder wie die „Juden“ bei Johannes. Aber daß sie bei dem damals für die Römer besonders ergiebigen Steuerertrag Palästinas nicht zahlreich vorhanden und auch besonders verhaßt gewesen wären, ist durch nichts erwiesen und ganz unwahrscheinlich. Auch scheint mir die Zusammenstellung von Zöllnern und Sündern nur auf den national jüdischen Gegensatz zu passen, der in Palästina zwischen den pharisäisch gerichteten „Frommen“ und ihrem Anhang gegenüber der mehr oder weniger indifferenten Masse des Volkes bestand.

Endlich werden auch die ökonomischen Verhältnisse von Pa-

lästina und ihre soziale Entwicklung, die übrigens bei Kautsky (Der Ursprung des Christentums S. 184 ff.) eine ganz vorzügliche Darstellung gefunden haben, für das Gleichnis vom Schalksknecht und ähnliche Aussprüche Stoff geboten haben. Heute wenigstens sind z. B. die armen Bauern der ertragreichen Jesreelebene in gleicher Lage und Abhängigkeit. Sie sind bis über die Ohren verschuldet, während die Großkapitalisten, denen das Land gehört, ihre Villen in Beirut besitzen. Vor allem aber paßt das Gleichnis vom verlorenen Sohn nicht bloß auf den jungen römischen Patrizier, der auf seinen Irrfahrten in der großen Welt verbummelt (Entstehung des Christentums S. 34), sondern hat, wie der rührende Brief zeigt, den Deißmann (Licht vom Osten S. 123 bis 127) nach einem Papyrus aus Aegypten veröffentlicht hat, seine Parallelen auch überall in den unteren Schichten des Volkes.

Mit alledem verlieren die von Kalthoff erhobenen Bedenken gegen die palästinensische Herkunft der evangelischen Geschichten, wenn man ihnen auf den Grund geht, ihre scheinbare Beweiskraft sehr. Bleiben auch manche Unklarheiten bestehen, so wird man doch sagen müssen, daß selbst solche Stücke, wie die Geschichte vom Zinsgroschen und das Gleichnis vom Schalksknecht, in Palästina bodenständig sein können.

Ungleich wichtiger als solche Einzelheiten, die doch immer nur relative Sicherheit erlangen können, ist nun aber die Tatsache, daß sich für den evangelischen Stoff im großen und ganzen der positive Nachweis seiner Bodenständigkeit in Palästina führen läßt.

b) Die für palästinensische Herkunft sprechenden Beziehungen.

Da es sich hierbei um das sogenannte Milieu handelt, so gehen wir von den einfachsten Dingen aus und besprechen zunächst die Kleidung, Wohnung, Nahrung und die Berufsarten der Leute, reden dann von der Familie und dem, was damit zusammenhängt, und fassen schließlich noch den allgemeinen Charakter des Landes und seiner Zustände ins Auge.

Wenn man mit dem Schiff etwa in Jaffa ankommt, so ist der erste orientalische Eindruck, den man erhält, die bunte Tracht der Leute, die in Kähnen um das Schiff herumwimmeln und sich bald genug darauf zu schaffen machen. Daß die Vorliebe der Orientalen für bunte Tracht uralte ist, wissen wir freilich schon aus der Erzählung von Josephs buntem Rock. Vergleicht man aber nun genauer die heutige Tracht in Palästina mit der uns aus den Evangelien bekannten, so findet man auch da in vielem fast noch völlige Übereinstimmung. Die Kleidung besteht aus zwei Teilen, dem gegürteten Hemdrock (kuttonet) und dem Mantel ('abâje).

Die Beduinen tragen statt des Hemdrockes den einfachen Lendengurt aus Zeug oder Leder, der nach 1. Mose 3, 7 das älteste Kleidungsstück der Menschheit ist. Die 'abâje bildet an der Brust eine Falte, in die man allerhand hineinstecken kann Luk. 6, 38; Mark. 6, 8. Solche Gewandung mit vielleicht schwarz und weiß gestreiftem Oberkleid trug Jesus nach Joh. 19, 23 (nach Surrer, Wanderungen durch P.). Das Oberkleid wird bei der Arbeit abgelegt Matth. 24, 18; Jesus verbietet es seinen Jüngern, auf ihrer eiligen Missionsarbeit zwei Röcke mitzunehmen Matth. 10, 10. Wer ohne solches Obergewand ist, wird nackend genannt; darum gürtet Petrus nach Joh. 21, 18. 23 seinen Rock und zieht — vor seinem Sprung ins Wasser! — seinen Mantel an, um anständig vor Jesus zu erscheinen. Die Gewänder der Armen sind rauh: die, welche weiche Kleider tragen, sind nur in der Könige Häuser zu finden (eine echt volkstümliche Vergleichsweise). Die Armen gehen meist barfuß Matth. 10, 10, wenn sie auch Schuhwerk haben, das aus hölzernen oder ledernen Sandalen besteht. Diese werden mit Riemen am Fuße festgebunden, wie der Täufer vom Messias sagt: ich bin nicht wert, die Riemen seiner Schuhe zu lösen Mark. 1, 7; Luk. 3, 16. Daß die Weiber verschleiert gingen, steht zwar nicht in den Evangelien, erhellt aber aus 1. Kor. 11, 5, wo Paulus doch einer jüdischen Sitte das Wort redet. Ringe an den Fingern, wie ihn der verlorene Sohn bei seiner Rückkehr bekommt, tragen die Bewohner Palästinas heute noch gern; sie werden überall auf dem Markt (sûk) gefertigt und verkauft.

Eine besondere Tracht hat Johannes der Täufer: einen ledernen Lendengurt und einen rauhen Mantel aus Kamelshaaren. Die heutigen Beduinen tragen ihn aus Wolle oder Baumwolle. Aus Kamelshaaren bestehen nur die harten Kappen unter dem Kopfbunde (mendil). Der rauhe Mantel aus Kamelshaaren soll etwas Besonderes sein: der Prophetenmantel, wie ihn Elias trug und dem Eliza vermachte¹⁾.

¹⁾ 2. Kön. 1, 8 wird übrigens Elias als baal se'ar geschildert. Das heißt aber auf deutsch, daß er selbst behaart war und nicht, daß er einen haarigen Mantel trug. Diese Beschreibung des Elias könnte, worauf Jensen m. W. nicht aufmerksam gemacht hat, vielleicht ebenso rückwärts mit der des haarigen Waldmenschen Gabani im Gilgameschepos im Zusammenhang stehen, wie sie es vorwärts mit der Beschreibung der Tracht des Täufers in den Evangelien tut. Wir hätten dann in dieser Entwicklung ein interessantes Beispiel eines drei- oder vierfachen Fortschrittes der Kulturstufen vor Augen: der haarige Waldmensch Gabani — der haarige, mit einem Lendengurt bekleidete Elias — der mit einem ledernen Gurt und rauhen Mantel aus Kamelshaaren bekleidete Johannes der Täufer — die Tracht der heutigen Beduinen.

Auch die Nahrung des Johannes, Heuschrecken und wilder Honig, wird heute noch von Beduinen genossen. Nur gibt es nicht im ganzen Jahre Heuschrecken, und auch nicht immer und überall wilden Honig; vor allem keinen Baumhonig, wie in manchen Kommentaren steht. Er wird vielmehr in Felspalten gefunden, soll überhaupt verhältnismäßig selten sein und ist für die heutigen Beduinen durch den Zucker und Datteln ersetzt (nach Dalmann).

Wenden wir uns nun zu den Wohnungen der Leute, so finden wir im heutigen Palästina die niedrigen orientalischen Häuser mit den flachen Dächern, zu denen von außen oder vom Hofe aus eine Treppe führt. Die Häuser sind aus Stein oder Lehm gebaut. Letztere sind oft mit rohen und unregelmäßigen Stangen und Stämmen gedeckt, die durch eine aus Spreu und Lehm geformte Masse verbunden sind. Nur an ein solches Dach ist bei der Erzählung vom Gichtbrüchigen Mark. 2, 1 ff. zu denken, wo der Estrich der Decke durchbrochen wird, um den Kranken hinabzulassen. Auf dem Dach befindet sich das Obergemach (^{ʿallijjâ}) Matth. 6, 6; es diente schon im A. T. allerlei Zwecken (1. Kön. 9, 25; Jes. 15, 2; 22, 1; Jerem. 19, 3; 48, 38; Nehem. 8, 6 u. ö.) und ist auch heute noch ein beliebter Aufenthalt. Die Apostel sollen ihre Botschaft von den Dächern verkünden Matth. 10, 27; bei der großen Katastrophe soll, wer auf dem Dach ist, nicht erst ins Haus gehen, um noch etwas mitzunehmen, Mark. 13, 15, sondern gleich auf die Straße oder über die Nachbardächer fliehen, auf denen man nach Josephus (Ant. XIII, 140) ganze Straßen entlang gehen konnte. Für den Bau der Häuser bemerkenswert ist das Schlußgleichnis der Bergpredigt Matth. 7, 24 ff. von dem, der sein Haus auf den Sand oder auf den Fels baute. Noch heute gilt als Regel, beim Bau des Hauses bis auf den Fels oder so tief in die Erde zu gehen, als man es über der Erde aufführen will. Sonst würde bei den heftigen Regengüssen im Herbst und im Frühjahr der Grund leicht unterspült werden (nach Benzinger S. 92 f.).

Die Einrichtung der Bauernhäuser ist sehr einfach und besteht meist nur aus einem einzigen Raum, der Mensch und Vieh zur Wohnung dient. Der hintere, für die Menschen bestimmte Raum (^{māstaba}) ist erhöht und ziemlich dunkel; die Frau im Gleichnis Luk. 15, 8 muß bei Tage eine Lampe anzünden, um den verlorenen Groschen zu suchen. An ein solches Bauernhaus ist wohl in der Geburtsgeschichte Jesu bei Lukas zu denken; jedenfalls nicht an einen besonderen Stall, den gibt es in Palästina nicht. Maria liegt in dem Raum für die Tiere, das Kind neben sich in der Krippe, die aus einer Vertiefung in der Wand oder dem Rande der ^{mastaba} besteht. Sonst hat man heute für kleine Kinder — der Bequemlichkeit halber — Wiegen (^{serir}), während die Erwachsenen in

ihren Gewändern auf Decken schlafen, die auf den Boden gebreitet und bei Tage aufgeräumt werden. Die „Betten“ des Gichtbrüchigen Mark. 2, 4 und des Gelähmten Joh. 5, 8 sind wohl leichte Tragbahren oder auch nur solche Decken. Die Luk. 2, 7 genannte Herberge entspricht wohl der heutigen medäse, einem leeren Hause, das die Gastfreundschaft des Ortes den Durchreisenden zur Verfügung stellt, während der im Gleichnis vom barmherzigen Samariter Luk. 10, 34 genannte chän, der eine größere Anzahl von leeren Räumen umschließt, dem Handelsverkehr dient. Im chän bezahlt man, wie es auch Luk. 10, 35 geschieht.

Als hauptsächlichste Nahrung dient das Brot (*ugga*, *kikkar*, *lechem*); es besteht, wie unsre Eierkuchen, aus dünnen, gerundeten Fladen, wie sie auch die Sitte des „Brodbrechens“ im N. T. voraussetzt. Sie werden mit der Hand geformt und an die Innenfläche der halbkreisförmigen, oben mit einer runden Oeffnung versehenen Öfen geklatscht, in denen sie von dem unten brennenden Feuer so lange geröstet werden, bis sie sich leicht abheben lassen. Die schwere Arbeit des Mahlens liegt den Frauen ob Matth. 24, 41; doch gibt es auch von Eseln getriebene Mühlen Matth. 18, 6. Die Brote werden aus Weizenmehl gebacken; Gerstenbrote sind geringwertig, was auch in der Speisungsgeschichte Joh. 6, 9. 13 hervorgehoben werden soll.

Neben dem Brot werden im N. T. öfter Fische als Bestandteil der Mahlzeit erwähnt, die natürlich am See Genesareth und in der Jordangegend viel gegessen werden. Aber in Jerusalem gibt es keinen Fischmarkt, da sich die Fische bei der Entfernung der Stadt vom Wasser nicht halten würden. Die in der Erzählung Luk. 24, 36 ff. vorausgesetzte Fischmahlzeit ist daher nicht recht am Platze. Dagegen sind Eier eine beliebte Speise Luk. 11, 12 (auch der hier erwähnte Skorpion ist in Palästina bodenständig). Die Hühner haben die Juden wahrscheinlich aus Babylonien mitgebracht. In Jerusalem durften aber nach dem Talmud keine Hähne — als dem Sonnengott geheiligte Vögel — gehalten werden. Der „Hahnschrei“ im Hofe des Hohenpriesters kann daher nicht wohl als geschichtlich gelten und ist wohl auch ursprünglich als Zeitbestimmung (3 Uhr morgens) gemeint. Fleisch wird in Palästina sehr wenig und nur bei festlichen Gelegenheiten gegessen. Manche Bauern essen es wohl bei ihrer Hochzeit zum ersten und letzten Mal in ihrem Leben. Derselbe Brauch tritt uns im Gleichnis vom verlorenen Sohn Luk. 15, 29 entgegen, wo sich der ältere Sohn darüber beschwert, daß für den jüngeren zur Feier seiner Rückkehr ein gemästeter Ochse geschlachtet werde, während ihm sein Vater noch nie einen Hammel gegönnt habe, um mit seinen Freunden fröhlich zu sein. Auch die Gleichnisse vom Himmelreich lassen den Fleischgenuß

als besonderes Festessen und als Hochzeitschmaus erscheinen. Daß man übrigens die Mahlzeiten auch damals aus gemeinschaftlicher Schüssel genoß, geht aus Matth. 26, 23 hervor.

Zur Aufbewahrung von Getränken (Wasser, Milch und Wein) benutzt man meistens Schläuche aus Ziegenhaut, wie sie auch Matth. 9, 17 erwähnt werden. Das Regenwasser wird in Zisternen aufgefangen, da es nicht genügend Brunnen und fließendes Wasser im Lande gibt. „Lebendiges Wasser“ gilt daher als etwas besonders Kostbares Joh. 4, 10; 7, 38. 39. Auch erhält der Ausruf Jesu: wen da dürstet, der komme zu mir, und trinke! noch eine besonders lebendige Klangfarbe für den, der auf den heißen Straßen Jerusalems die Wasserhändler ihr moi! moi! (Wasser! Wasser!) hat ausrufen hören, wozu sie noch durch aneinandergeschlagene Blechkappen, die sie zwischen den Fingern halten, die Käufer aufmerksam zu machen und anzulocken suchen.

Unter den Berufsarten im N. T. steht für uns neben dem Zimmermannsberuf Josephs und Jesu selbst (Mark. 6, 3) das Fischerhandwerk im Vordergrund, das seine ersten und vertrauten Jünger trieben Mark. 1, 16 ff. Im See Genesareth zählt man heute 43 Arten Fische; aber die Fischerei ist sehr zurückgegangen, da die Ufer wenig angesiedelt sind, und kein genügendes Absatzgebiet vorhanden ist. Doch sieht man noch heute am See das große Schleppnetz Matth. 13, 47, das gewöhnlich bei Nacht eingeholt wird, Luk. 5, 5; Joh. 21, 3, sowie das kleinere Wurfnetz Matth. 4, 20, das vom Strande ausgeworfen wird, wobei die Fischer etwas ins Wasser treten. Daß Simon und Andreas das Mark. 1, 16 tun, hat Jensen, nebenbei bemerkt, religionsgeschichtlich aus dem Gilgameschepos ableiten wollen. Es ist aber auch sonst wohl beim Fischfang vom Strande aus üblich, etwas ins Wasser zu treten; am See Genesareth habe ich es jedenfalls mehrfach bei den Fischern mit dem Wurfnetz gesehen. Sehr fischreich ist auch der Jordan. Auf der berühmten Mosaikkarte von Madaba im Ostjordanlande (der ältesten von Palästina existierenden Karte aus Mosaiksteinen auf dem Fußboden einer Kirche aus dem 6. Jahrhundert n. Chr.) ist das sehr anschaulich durch Fische dargestellt, die den Jordan hinabschwimmen, wobei der letzte vor dem toten Meere wie erschrocken in hastiger Wendung kehrt macht.

Viel größere Bedeutung für das Land hat jetzt, wie einst, der Ackerbau, auf den besonders die Gleichnisse vom Sämann und vom Unkraut unter dem Weizen hinweisen. Das Land bringt trotz seines steinigen Bodens seinen Bedarf an Getreide reichlich auf; als besonders fruchtbar galt wohl wegen ihres basaltreichen Bodens die jetzt ganz verödete Gegend von Chorazin. Trotzdem ist das Gleichnis vom viererlei Acker außerordentlich

bezeichnend für das Land. Auch die Erzählung vom Ausraufen der Aehren beim Gang Jesu und seiner Jünger durch die Saat Mark. 2, 23 wird erst recht verständlich, wenn man durch das Land reist, in dem es wenig geordnete Wege gibt und niemand etwas dabei findet, wenn einmal der Weg durch ein Feld genommen wird, wobei Menschen und Tiere auch ruhig pflücken, was ihnen schmachhaft erscheint. Die Ernte des Korns geschieht durch Abraufen der Aehren mit der Hand oder einer stumpfen Sichel. Dabei kommt es den Leuten nicht auf langes Stroh an, für das sie keine Verwendung haben. Gedroschen wird das Korn mit dem Dreschschlitten auf der Tenne, einem planierten Fels mit erhöhtem Rande, auf dem es auch im Sommer lagert, da ja vom Mai bis Oktober kein Regen zu befürchten ist. Nach dem Dreschen wird es mit einer fünf- oder siebenzackigen Gabel geworfelt und mehrfach gesiebt. Diese ganze Erntearbeit findet sich in den Evangelien wieder: die Sichel bei der Ernte Mark. 4, 29; das Worfeln auf der Tenne in dem Wort Johannis des Täufers Matth. 3, 12, das Sieben des Korns in dem Wort Jesu: Der Satan hat euer begehrt, daß er euch möchte sichten wie den Weizen, Luk. 22, 31.

Eine größere Rolle als heute muß damals der Weinbau gespielt haben, wie nicht nur aus der Verwendung des Weins als alltäglichen Getränkes, sondern auch aus den Gleichnissen von den Arbeitern im Weinberg und den bösen Weingärtnern und andern Worten Jesu wie Matth. 7, 16 hervorgeht. Das liegt natürlich daran, daß den Arabern der Weingenuß verboten ist; überall, wo er von Europäern wieder angelegt wird, gedeiht der Wein vortrefflich. Von der Weihnachtskirche in Bethlehern aus sieht man z. B. in die Weinberge mit ihren Türmen hinein und wird an die Schilderung Mark. 12, 1 erinnert. Neben den Weingärten stehen die Olivenhaine mit ihren Keltern und die Feigenbäume, die hauptsächlichsten Fruchtbäume des Landes, als die sie auch in den Evangelien erscheinen. Sie bedürfen der Pflege und Beackerung, wenn sie fruchtbar bleiben sollen, so, wie es das Gleichnis vom unfruchtbaren Feigenbaume schildert. In der Erzählung von der Verfluchung des Feigenbaums ist Mark. 12, 13: „Denn es war noch nicht Zeit, daß Feigen sein sollten“ ein gelehrter Zusatz, der aber den Sinn der Erzählung empfindlich stört. Gewiß gibt es um die Osterzeit keine reifen Feigen; aber der ursprüngliche Erzähler hat wohl gewußt, daß man in Palästina die unreifen Feigen (bikkurim oder phaggim) gern ißt; sie haben einen ganz angenehmen, süß-säuerlichen Geschmack, und da sie grün sind, sind sie am Baum erst dann zu erkennen, wenn man nahe hinzutritt. So ist die Erzählung in dieser Hinsicht sehr anschaulich und hat nichts Befremdliches; natürlich ist sie deshalb noch nicht geschichtlich.

In großem Umfange wird und wurde auch die Viehzucht betrieben, wie die betreffenden Gleichnisse, vom verlorenen Schaf, vom guten Hirten, von der Scheidung der Schafe von den Böcken und andere Worte zeigen. Allerdings kommt nur Kleinvieh, vor allem die kleine, schwarze Ziege und das Settschwanzschaf, in Betracht. Rinderherden sind selten und erst durch die Fremden angekommen. Unter den Herden unterscheidet man Wüstenherden (midbarjoth) und Hausherden (hajthoth). Letztere werden abends wieder eingetrieben; erstere bleiben draußen, wie die Herden Bethlehems in der Geburtsgeschichte Jesu. Die Sonderung von Schafen und Böcken wird jedes Frühjahr vorgenommen und hat den Stoff zu dem genannten Gleichnis geliefert.

Von andern Tieren ist der Esel das gewöhnlichste Haustier Mark. 11, 2, während das Kamel zwar von der Straße und Stadt her als Lasttier bekannt ist Mark. 10, 25, aber im Lande selbst selten gehalten wird. Pferde werden in den Evangelien gar nicht erwähnt und sind auch heute im Lande mehr für die Fremden als für die Einheimischen da. Das Schwein gilt dem Araber ebenso für unrein wie dem Juden; Professor Dalmann mußte während unsrer Zeltreise durchs Land einen Mukari entlassen, weil er sich den schlechten Scherz erlaubt hatte, seinen muslimischen Genossen etwas Schweinefleisch in den Reis zu mischen. Der Hund ist kein Haustier, sondern ein halbwildes Straßentier, das in Rudeln auf den Straßen lebt, aber sich dort auch als Straßenreiniger sehr nützlich macht. Aller Abfall, der auf die Straße kommt, wird gierig von ihnen verschlungen (Matth. 7, 6). Im Gleichnis vom reichen Mann und armen Lazarus sind die Hunde richtig verwendet; dagegen in der Erzählung vom kananäischen Weibe Mark. 7, 28 passen die Hündlein nicht recht in palästinensische Verhältnisse.

Man darf wohl sagen, daß die ungezwungene Harmonie aller dieser aus dem Lande und seiner Beschaffenheit sich ergebenden Verhältnisse mit den oft so zufälligen und verstreuten Angaben des N. T. nicht so vorhanden wäre, wenn der Inhalt der Evangelien nur künstlich in das Land Palästina projiziert wäre. Alle diese ländlichen und orientalischen Verhältnisse passen ja auf Rom gar nicht, während umgekehrt der Großhandel und Verkehr der Weltstadt sich in keiner Weise in den Evangelien widerspiegelt. Von Handel und Verkehr ist in den Evangelien nicht viel die Rede und nur so, wie er sich noch heute auf den Märkten und in Jerusalem entfaltet. Wer etwa zur Osterzeit auf den Platz vor der Grabeskirche kommt, der findet dasselbe Bild, das sich Jesu bei seinem Einzug in den Tempel dargeboten haben muß. Die Tische der Geldwechsler und Krämer bis an den Eingang des Heiligtums heran, dazwischen die schwatzende und feilschende Menge der Fest-

pilger, die auch heute noch wie damals zu Tausenden sich aus allen möglichen Ländern hier zusammenfinden. Aber selbst an diesem Höhepunkt des Lebens und Verkehrs, wie armselig und kleinlich ist doch alles, was man da sieht und erlebt; wie fern von allem Zusammenhang mit der großen Welt da draußen! Und was einem hier an einem einzelnen Punkt entgegentritt, das gilt von dem ganzen Land und Volk. Ein armes Volk, damals wie heute; noch immer wie eine Herde, die keinen Hirten hat. Möchte es nur viele Besucher des Landes geben, in deren Herzen es denselben Eindruck hervorriefe wie in dem Herzen des großen Menschenfreundes: ihn jammerte des Volkes.

„Arme habt ihr allezeit bei euch“, das ist auch eine Wahrheit, die einem in Palästina täglich und überall entgegentritt. Nicht nur in Gestalt der aufdringlichen Bettler an den großen Heerstraßen der fremden Besucher, sondern auch abseits davon, in den ärmlichen Dörfern und Städtchen, wo die Armut noch bescheiden im Winkel kauert. Aber auch die große Bedürfnislosigkeit, die hinter der Lehre der Evangelien schlummert, wird verständlich in einem Lande, dessen Bewohner von der großen Welt oft nicht viel anderes sehen, als die Vögel unter dem Himmel und die Blumen auf dem Felde. Dieses gänzliche Fehlen aller Beziehungen zu Handel und Verkehr der großen Welt, zur Geschichte und Kultur des römischen Reiches, zu Kunst und Wissenschaft jener Zeit ist auch ein, und nicht der geringste, Beweis für die Bodenständigkeit der Evangelien in Palästina. So ist es ja noch in diesem von allen Seiten abgeschlossenen Lande, das bis heute noch keinen rechten Hafen hat, in dem keine Zeitungen die Bewohner mit dem Leben draußen in Verbindung halten, wo nur etwa die Zigarette und der um die Schulter gehängte langrohrige Hinterlader ahnen lassen, daß die Menschheit fortgeschritten ist. Wer diesen Eindruck auf einer Zeltreise durch das Land, sei es in den öden Gebirgszügen Judäas oder an den lachenden Ufern des lieblichen Sees von Tiberias, einmal hat auf sich wirken lassen, der versteht auch diese oft mißdeutete Tatsache der Evangelien; und ruht gar sein Blick in der weiten Steppe um Beersäba oder im Ostjordanlande auf den schwarzen Zelten der Beduinen, dann fühlt er, wie hier 1000 Jahre der Entwicklung sind wie ein Tag, und daß hier eine Vergangenheit in die Gegenwart hineinragt, deren Jahrhunderte noch weit über die Zeit Christi zurückgehen: „wie lange Frist, das kann ich nicht ermessen, denn alles Maß der Zeiten war vergessen.“

Die Armen, die besonders an der von Jerusalem zum Ölberg über den Bach Kidron führenden Straße den Vorübergehenden mit heiserer Stimme um bachsich ansehen und ihnen am Boden hockend mit ihren verstümmelten Gliedmaßen große Blech-

dosen entgegenhalten, sind Ausfällige. So liefern sie noch immer den lebendigen Beweis dafür, daß diese aus den Evangelien bekannte grauenvolle Krankheit in Palästina bodenständig ist. Von andern in den Evangelien erwähnten Kranken kommen namentlich die Blinden in Betracht, die auch heute dem Besucher des heiligen Landes besonders häufig begegnen. Das Behandeln dieser Krankheit mit Speichel Mark. 8, 23; Joh. 9, 6; Mark. 7, 33 ist ein uraltes, auch anderweitig (Plinius hist. nat. XXVIII, 4; Tacitus, Hist. IV, 81) bekanntes Zaubermittel, das wohl auf die Vorstellung des Speichels als kondensierten Hauches (= Geistes) zurückgeht.

Ueberhaupt hängt noch heute, wie überall im N. T., das ganze Heilverfahren mit der Vorstellung der Besessenheit der Kranken von bösen Dämonen zusammen, die man durch Beschwörungen und Zaubermittel bannt, und gegen die man sich durch Amulette schützt. Unser jüngster Mukari trug einen Wolfsknochen (dib) unter seinen Kleidern auf der Brust. Einst zeigte er ihn mir heimlich mit den Worten minschanäk („für Dich“), womit er mir offensichtlich seine besondere Zuneigung und Fürsorge ausdrücken wollte. Beliebt ist bei Juden und Muslims für solche Schutzmittel namentlich die blaue Farbe. „Die Glasperlen und Armbänder, mit denen sich die Menschen schmücken, die Kaurimuscheln, mit denen die Behänge der Kamele und Esel geziert werden, die Porzellangeräte, die man benutzt, sind blau“ (Grefmann, Palästinas Erdgeruch der israelitischen Religion S. 8 f. G. führt die blaue Farbe auf homöopathischen Zauber gegen den bösen Blick des blauen Auges zurück.) Die häufig mit blauer Farbe gemalte Hand über dem Eingang jüdischer Häuser bedeutet die Hand Jahwes, die die Bewohner gegen Unglück schützen soll. Daß der sogenannte Namenglaube noch den Leuten tief im Blute steckt, zeigt sich auch darin, daß mohammedanische Kranke öfter „im Namen Jesu“ Aufnahme in die christlichen Krankenhäuser begehren und damit bekunden, daß sie diesem Namen eine heilende Kraft zuschreiben oder zugeschrieben glauben. Das erinnert an die Erzählung Mark. 9, 38 ff., die mit dem weitherzigen Worte schließt: wer nicht wider uns ist, der ist für uns!

Wir haben nun schließlich noch das zu vergleichen, was sich in den Evangelien über die Familie, und was damit zusammenhängt, findet.

Das Haupt der Familie ist der Mann. Die Ehe ist meist monogamisch; aber die Stellung der Frau ist durchaus untergeordnet, abhängig und rechtlos wie früher Matth. 19, 3; 5, 31. 32. Bei den Arabern besteht (nach Benzinger Archäologie S. 288) noch die Matth. 22, 24 vorausgesetzte Sitte der Leviratsehe 5. Mose 25,

5 ff. Bei der Hochzeitsfeier ist der Hauptakt der Matth. 25, 1 ff. in dem Gleichnis von den fünf klugen und fünf törichten Jungfrauen beschriebene: die festliche Einführung der Braut in das Haus des Bräutigams oder seiner Eltern. Dadurch soll die Bedeutung der Ehe, der Uebertritt des Mädchens in das Geschlecht des Mannes, zum Ausdruck kommen. Solche Hochzeitszüge finden, wie im Gleichnis, nachts nach festlichem Gelage statt. Der Bräutigam zieht in hochzeitlichem Schmuck von seinen Freunden und Verwandten begleitet der ebenfalls festlich geschmückten Braut entgegen und holt sie unter unaufhörlich in monotonem Rhythmus erklingendem Spiel und Gesang ein (nach Benzinger S. 108).

Bei der Geburt werden meist nur die Knaben willkommen geheißen. Der Vater ist sehr stolz auf seinen Sohn und läßt sich gern nach ihm bezeichnen, während im N. T. umgekehrt der Sohn oft nach dem Vater heißt, z. B. Simon bar-Jona (Sohn des Jona). Auslehnung und Fluchen gegen die Eltern gilt als todeswürdiges Verbrechen Matth. 15, 4. Abūk! dein Vater! (scil. sei verflucht) ist die häufigste Fluchformel gegen Mensch und Tier und in ihrer Bedeutung so abgeblaßt, daß sie der eigene Vater gegen seinen Sohn gebraucht. Zur Abwechslung wird sie mit dschiddāk (dein Großvater) überboten. Das stärkste, sofort fanatische Wut entflammende Schimpfswort ist jedoch bezeichnenderweise dinak (deine Religion), das etwa dem Worte „du Narr“ in der Bergpredigt entspricht, dessen Gebrauch Jesus mit dem höllischen Feuer bedroht Matth. 5, 22.

Die kleinen Kinder werden gewickelt, wie auch das Jesuskind Luk. 2, 7, und zwar außerordentlich fest, daß sie steif wie eine Puppe sind und von den Müttern wie ein Gewehr geschultert werden können (Dalmann). Auch daß Maria ihr Kind selber wickelt, ist kein unmöglicher Zug der Erzählung. Dalmann erzählte von einer Bäuerin, die auf dem Wege zur Stadt niederkam, ihr Kind in ihren Korb mit Eiern tat, diese ruhig erst in der Stadt verkaufte und dann mit ihrem Kinde nach Hause ging.

Das Interesse, das wir Jesus an den Kindern und ihrem Treiben nehmen sehen Matth. 18, 1 ff.; 19, 13 ff.; 11, 16 f., ist ein Zug, der uns noch heute in manchmal rührender Weise bei den Bewohnern Palästinas anmutet.

Die Schulbildung ist gering und besteht hauptsächlich im Auswendiglernen des Korans. So hat auch Jesus wohl das Alte Testament gelernt, das nach den Evangelien sein einziges Bildungsmittel gewesen zu sein scheint. Im Aufnehmen und Weitergeben der Sprüche des Meisters bestand und besteht im Orient die Pflicht des Schülers, der nach dem Talmud sein soll „wie ein mit Kalk belegter Brunnen, der keinen Tropfen verliert“ (Benzinger S. 123).

Auch die Art des Unterrichts wird im Lehrhaus (bēt hammidrāsch) noch so betrieben, wie es aus Luk. 2, 46 vgl. 4, 16 ff.; Apgsch. 22, 3 hervorgeht: die Schüler sitzen auf dem Boden im Halbkreis um den Lehrer herum, der auf einem etwas erhöhten Platze mit übereinandergeschlagenen Beinen gleichfalls sitzt.

Beim Begräbnis spielt noch, wie in alter Zeit, die von bestellten Weibern ausgeführte Totenklage eine Rolle Matth. 9, 23; 11, 17. Wegen der herrschenden Hitze findet das Begräbnis schon am Tage nach dem Tode statt, oder gar an demselben Tage, wenn der Tod am Morgen eingetreten ist, Joh. 11, 17. 39. Der Tote wird nicht im Sarge, sondern auf einer offenen Bahre (mittā), nur leicht mit einem Tuch bedeckt, unter dem Geleite der Klagen- den von seinen Freunden zur Grabstätte getragen, die sich vor der Stadt befindet, Luk. 7, 12.

Die Gräber galten den Juden als unrein, weshalb sie im Frühjahr durch frisches Tünchen kenntlich gemacht wurden Matth. 23, 27 und Luk. 11, 44: Ihr seid wie unkenntliche Gräber, und die Menschen, die darüber gehen, wissen es nicht. Surrer erzählt in seinen Wanderungen durch Palästina S. 6 von solchen Gräbern der Juden bei Jaffa. Die Luk. 11, 44 gemeinten Gräber sind aber wohl eher die in den Fels gehauenen unterirdischen Grabanlagen mit einer oder mehreren Grabkammern, in deren Wänden sich die einzelnen Schiebegräber oder Bogenbankgräber befinden. Sie sind in Massen bei Jerusalem und auf dem Ölberge zu finden und begegnen auch sonst überall im Lande so häufig, daß man Palästina in diesem Sinne als eine große Gräberstätte bezeichnen kann. Auch als die Gräber Christi und des Lazarus werden solche Grabanlagen mit Kammern gezeigt und auch im N. T. vorausgesetzt.

Gelten auf der einen Seite die Gräber bei den Juden für unrein, so hat sich doch andererseits von uralter Zeit her bei ihnen auch ein Gräberkult erhalten und ausgebildet, von dem das hl. Land auch heute noch vielfach Zeugnis ablegt. Besonders berühmt sind die Gräber der großen Rabbinen Akkiba und Maimonides bei Tiberias, sowie des Rabbi Tanchum bei tell-hūm (Kapernaum). „Die Gräber der Rabbinen in Mērōn sind durch einen Schornstein mit dem Dach verbunden. Oben auf diesen Pfeilerförmig auslaufenden Schornsteinen befinden sich ausgehöhlte Becken, in denen die Juden häufig, besonders an dem großen Jahresfeste der verstorbenen Heiligen, Oelpenden, Weihrauch und kostbare Kleider verbrennen (Greffmann a. a. O. S. 43)“. In den Evangelien ist Matth. 23, 29 der Gräberkult durch das Wehe darüber bezeugt, daß die Schriftgelehrten und Phariseer der Propheten Gräber bauen und die Grabmäler der Gerechten schmücken.

Freilich gehören heute die berühmtesten alten Grabstätten der

Juden, wie die Patriarchengräber in Hebron, das Grab Davids in Jerusalem und viele andere den Muslim, werden aber von ihnen auch ganz besonders verehrt und heilig gehalten. Daneben haben diese aber noch ungezählte andere Heiligtümer, Welis genannt, die irgend einem Scheich (Stammesheiligen) oder nebī (Propheten) geweiht sind, unter denen Thidder (der dem jüdischen Esra und dem christlichen Ritter Georg entspricht) wohl die größte Rolle spielt. Viele von diesen Welis gehen jedenfalls in uralte Zeiten zurück und könnten nicht nur zur Wiederfindung der Ortslage alter Heiligtümer, sondern auch zur Aufklärung der Entstehungsgeschichte mancher alttestamentlichen und vielleicht auch neutestamentlichen Erzählung beitragen, wenn man ihre Tradition verfolgen könnte. Der Versuch würde viel Zeit und Mühe kosten, müßte aber eigentlich einmal systematisch unternommen werden und würde vielleicht zur Aufhellung der Religionsgeschichte nicht weniger beitragen als die Ausgrabungen. Wir kommen unten noch einmal darauf zurück.

Diese Heiligenverehrung und jener Dämonenglaube, von dem wir oben sprachen, bilden die eigentliche Volksreligion des Landes, über der der Islam nur als dünner Firnis lagert. Sie gehört darum auch zum „fünften Evangelium“, weil es im Grunde dieselbe Volksreligion ist, die auch in den Evangelien neben dem offiziellen Jahwekultus in Jerusalem hergeht. Hierher gehören auch die Blutspuren, die man neben den Türen der Welis und anderer Häuser, auch bei Christen, wahrnehmen kann. Sie rühren von einem Lamm her, das man zum Weiheritus geschlachtet hat. Der Brauch erinnert nicht nur äußerlich an die 2. Mose 12 geschilderte Passafeyer, sondern beide gehen letztlich auf das auch 1. Kön. 16, 34 gemeinte Erstgeburtsoffer zurück, dessen entsetzlicher Brauch auch durch die Ausgrabungen von Megiddo und Gezer bestätigt worden ist. Daß das Fortleben solcher blutigen Bräuche im Volksbewußtsein die Deutung und das Verständnis des Todes Jesu als Bundesblut und Passaopfer ermöglicht hat, wird nicht zu bestreiten sein. Und wenn man mehrfach vorchristliche Terrakotten der Astarte oder Isis als Göttermutter und Madonna mit dem Kinde gefunden hat, so dürfte die Möglichkeit nicht ausgeschlossen sein, daß auch die Geburtsgeschichte Jesu nicht erst in nachchristlicher Zeit aus heidnischen Vorstellungen und Götterfagen entstanden ist, sondern irgendwo ihre Wurzeln in Palästina hat und dort schon vor der christlichen Ära bodenständig war¹⁾.

Sollten die letzten Ausführungen auch nur andeuten, wie weit vielleicht die Bedeutung Palästinas als fünftes Evangelium noch

1) Näheres über die Ausgrabungen in dem Religionsgeschichtlichen Volksbuche III, 10 von H. Grefmann: Die Ausgrabungen in Palästina.

gehen kann, so dürfte doch aus den vorangehenden so viel erwiesen sein, daß hier der Heimatboden ist, auf dem die Evangelien erwachsen sind. Einzelzüge, wie die anschauliche Schilderung der Straße von Jericho hinauf nach Jerusalem im Gleichnis vom barmherzigen Samariter; die nur in so warmen Gegenden wie Jericho vorkommende Sykomore, auf die Zachäus klettert; der richtig beobachtete Kontrast zwischen Jordangegend und Wüste in der Täufergeschichte Matth. 3, 1; Luk. 3, 3 f.; der noch immer staunende Bewunderung erregende Blick auf die gewaltigen Mauerwerke des Tempelplatzes vom Ölberg aus (Mark. 13, 1 f.) und anderes können unsere Beobachtungen nur bestätigen. Auch die Mahnung (Mark. 13, 14): wer in der Landschaft ist, fliehe auf die Berge — die in Juda überall vorhanden und wegen ihrer Zerklüftung für Fremde schwer zugänglich sind — scheint lebendiger Anschauung zu entstammen. Natürlich paßt vielerlei von dem Angeführten auch auf andere Länder und Verhältnisse. Auch hier ist, wie Wellhausen es für die sprachlichen Beweise fordert, der Ton auf das Ensemble zu legen. Aber dieses Ensemble ist auch vorhanden und ist der vollgültige Beweis dafür, daß der Inhalt der Evangelien in Palästina bodenständig ist. Wer mit einiger Kenntnis des N. T. ins heilige Land kommt, der wird sich vielleicht zuerst abgestoßen fühlen von der Fülle völlig haltloser und oft abgeschmackter Traditionen, die ihm überall entgegengetreten; aber je länger er dort weilt, je mehr er sich in die Gegenwart und Vergangenheit dieses kleinen, schmutzigen und in jeder Beziehung armseligen, aber doch an geschichtlicher Bedeutung und Erinnerung so überaus reichen Landes vertieft, um so mehr fühlt er sich darin heimisch und gewinnt es lieb als das, was es vor allem ist, und was ihm für alle Zeiten den höchsten Wert verleiht, als den eigentlichen Mutterboden unserer christlichen Religion, als fünftes Evangelium.

Als solches gewinnt es dann auch seinen Wert für die Tradition der sogenannten heiligen Stätten zurück, wenn auch in vielen Fällen einen anderen, als ihm deren Tradition zuerkennt. Wir gehen sie nunmehr in der Reihenfolge der evangelischen Geschichte durch und fragen, welche Bedeutung sie für deren Erkenntnis haben können.

II. Kapitel.

Die Bedeutung des heiligen Landes für den Schauplatz der evangelischen Geschichte.

Man macht sich selten klar, wie eng begrenzt eigentlich der Schauplatz der evangelischen Geschichte ist. Die Bedeutung des hl. Landes als fünftes Evangelium besteht hier zuerst darin, uns diese Tatsache recht anschaulich vor Augen zu stellen. Ist Palästina selbst schon ein kleines Land, das man von hochgelegenen Punkten, wie dem Garizim oder dem Minaret des 895 m hoch gelegenen en-nebi Samvil (Grab des Propheten Samuel) aus fast ganz übersehen kann, so konzentriert sich der Schauplatz der Tätigkeit Jesu nur auf zwei einzelne, weit von einander gelegene Punkte des Landes mit ihrer nächsten Umgebung: auf Kapernaum am Nordufer des galiläischen Meeres und auf Jerusalem. Die wenigen übrigen Örtlichkeiten, Kana, Nazaret, Nain, Cäsarea Philippi, das Gebiet von Tyrus und Sidon, Samarien und Jericho kommen nur ganz gelegentlich oder als Durchgangspunkte auf Flucht- und Reisewegen in Betracht, deren genauer Verlauf sich meist nicht mehr feststellen läßt. Dieser doppelte, geographisch völlig getrennte, klimatisch, geschichtlich, kulturell und auch religiös so gänzlich verschiedene Schauplatz der Wirksamkeit Jesu läßt uns auch das Aufkommen einer doppelten Tradition, einer galiläischen, wie sie in den Synoptikern einerseits, und einer jerusalemischen, wie sie im Johannesevangelium andererseits vorliegt, verständlicher erscheinen. Freilich nicht, wenn man die Evangelien als Geschichtsquellen im strengen Sinne betrachtet; wohl aber, wenn man Kapernaum und Jerusalem nicht nur als Mittelpunkte der Tätigkeit Jesu, sondern auch als Sammelpunkte von allerhand Traditionen ansieht, die dann in den Evangelien ihren Niederschlag gefunden haben. Auf diese Weise kann das fünfte Evangelium auch zu einem Bindeglied zwischen den drei ersten und dem vierten Evangelium werden und damit auch man-

den Beitrag und Fingerzeig zur Aufhellung ihrer Entstehung und zur geschichtlichen Wertung der in ihnen vorliegenden Traditionen geben. Indem wir nun dem Schauplatz der evangelischen Geschichte im einzelnen nachgehen, lehnen wir es auch wieder ausdrücklich ab, irgend welche geschichtliche Entscheidung herbeizuführen, weisen nur auf die sich etwa aus den vorhandenen Anzeichen und Traditionen ergebenden Möglichkeiten hin, die ursprüngliche Entstehung der einzelnen Erzählungen zu begreifen. Wir beginnen mit den Kindheitserzählungen, denen wir der Reihe nach die Taufe Jesu, seine Wirkksamkeit in Galiläa und die Ereignisse in Jerusalem folgen lassen.

Schon in den Kindheitserzählungen, die wir doch bei Johannes nicht haben, läßt sich eine galiläische und jüdische, ja sogar jerusalemische Tradition erkennen. Während Lukas die Heimat der Eltern Jesu nach Nazaret verlegt, ist sie für Matthäus bis zur Flucht nach Ägypten in Bethlehem. Es gibt aber auch eine alte, bis auf das Protevangelium Jacobi (um 200 n. Chr.) zurückführbare Tradition, der auch Walter Bauer in seinem prächtigen Buch über das Leben Jesu im Zeitalter der neutestamentlichen Apokryphen nachgegangen ist, nach der die Eltern Jesu in Jerusalem ansässig waren. Diese Tradition leuchtet im Lukasevangelium noch klar aus der Erzählung von der Beschneidung Jesu im Tempel hervor; sie schimmert aber auch aus dem sonst ganz dunklen und unverständlichen Verse Luk. 1, 39 entgegen, der den Besuch Marias bei Elisabeth einleitet: Maria stand auf in diesen Tagen und ging mit Eile in das Gebirge, in eine Stadt Judas. Diese Ausdrucksweise ist ganz unverständlich, wenn Maria, wie Lukas voraussetzt, aus Nazaret kam, denn wer von Nazaret aus „ins Gebirge“ will, geht nach Norden und nicht nach „Juda“. Der Evangelist, der auch sonst wenig Ahnung von der Geographie Palästinas bekundet, muß daher auch diese Erzählung aus einer Tradition entnommen haben, die Jerusalem als den Wohnort der Eltern Jesu voraussetzte. Aber welches ist die Stadt, in die sich Maria begab? Hier kommt uns das fünfte Evangelium zu Hilfe, das uns noch heute als die Heimat Johannes des Täufers en Kârim, 6 km westlich von Jerusalem, in prächtigem Bergland mit fruchtbarer Umgebung zeigt. Kein Besucher Jerusalems sollte versäumen, diesen lieblichen, von lateinischen und griechischen Pilgern viel besuchten Wallfahrtsort mit seinen Klöstern, Kirchen und Kapellen zu besuchen, unterhalb dessen sich in einer Moschee die schöne Marienquelle befindet, die dem Besuch der Gottesmutter bei Elisabeth ihren Namen verdankt. Daß hier uralte Tradition vorliegt, zeigen nicht nur wieder die neutestamentlichen Apokryphen, deren Johanneslegenden in der Gegend um Jerusalem und Bethlehem spielen, darauf deutet auch die etwas weiter west-

lich gelegene „Quelle des Einsiedlers“ mit der dazu gehörigen Grotte, deren Name wohl auch älter ist, als der des Einsiedlers in der Wüste am Jordan. Auch solche Erzählungen, wie die von der Flucht des Jesuskindes vor Herodes, die in dem Protevangelium Jacobi ganz ähnlich von dem Johanneskinde erzählt wird und in en Kârim spielt, sind wohl nicht von einer geschichtlichen Person auf die andere übertragen, sondern eher ein auf sie angewandtes religionsgeschichtliches Motiv, das die Flucht eines göttlichen Kindes vor einem grausamen König behandelt, der es verfolgt und zu töten sucht.

In solche Lust alter religionsgeschichtlicher Beziehungen führt uns vor allem auch Bethlehem. Schon auf dem Wege dahin grüßt uns rechts von der Straße das ganz in der Form muslimischer Welis gebaute von heiligem Baume stimmungsvoll überschattete Grab der Rahel. Daß das noch 1 Sam. 10, 2 ff. in der Nähe von Rama liegende Grab Rahels schon in vorchristlicher Tradition (vgl. das Nähere in Bädcker, Palästina S. 91) in die Nähe von Bethlehem verlegt wurde, muß natürlich irgendwie seinen Grund in örtlicher Ueberlieferung gehabt haben und hängt jedenfalls mit der den Tod der Rahel verursachenden Geburt Benjamins (des Sohnes der Tage) zusammen. Matth. 2, 18 wird das Klagen der Weiber Bethlehems um die ermordeten Kinder mit dem Klagen Rahels um ihre Kinder in Jerem. 31, 15 in Verbindung gebracht. Ebenso erzählt das Protevangelium Jacobi, daß Maria drei Meilen vor Bethlehem, also am Grabe Rahels, traurig wurde und dann wieder lachte; ferner, daß auch Maria, wie Rahel, unterwegs von den Wehen überfallen worden sei und ihr Kind nicht in Bethlehem, sondern in einer Höhle vor Bethlehem geboren habe. Diese lokalen Beziehungen zwischen der Gottesmutter Maria und der Volksmutter Rahel weisen wieder auf alten religionsgeschichtlichen Grund zurück. Vor allem tut das aber die Geburtshöhle Jesu selbst, die heute zwar von der Stadt umgeben ist, früher aber vor der Stadt gelegen haben muß. Das „fünfte Evangelium“ hat in seiner lokalen Tradition also eine andere Tradition bewahrt, als sie die anderen Evangelien voraussetzen, die Jesus in einem Stalle oder richtiger in dem Viehraum eines Hauses geboren sein lassen; eine Tradition aber, die mindestens ebenso alt und gut wie die der Evangelien bezeugt ist, nämlich schon um 152 von dem Palästinenser Justin. Die Geburt eines Gotteskinds in einer Höhle ist aber auch ein weitverbreitetes religionsgeschichtliches Motiv, dessen Anwendung auf die Geburtsgeschichte Jesu noch durch die Bemerkung des Origenes (contra Celsum I, 31; um 250 n. Chr.) verstärkt wird, daß sich neben der Höhle auch ein Olivenhain befinde; ein heiliger Hain also, deren es in Palästina noch heute eine ganze Anzahl gibt. In das Dunkel dieser Beziehungen bringt nun die Bemerkung des Hieronymus

einiges Licht, daß der Kaiser Hadrian die über der Geburtsstelle errichtete christliche Kirche zerstört und an ihren Platz einen Tempel der Venus gesetzt habe, sodaß an der Stelle, wo das Christkind geweint habe, jetzt der Geliebte der Venus (Adonis) betrauert werde. An dieser Bemerkung ist sicherlich falsch, daß vor Hadrian schon in Bethlehem eine christliche Kirche gestanden habe¹⁾. Vor allem aber weiß Origenes von der ganzen Sache nichts, sondern erzählt ganz harmlos von der Grotte und dem dabei befindlichen Hain. Ganz aus der Luft gegriffen wird aber auch Hieronymus seine Nachricht von der Adonisverehrung in Bethlehem nicht haben. Hatte diese doch nach Hesekiel 8, 14 sogar bis vor die Tore Jerusalems Eingang gefunden. So weist die Erzählung des Kirchenvaters in der Tat darauf hin, daß man dort früher den Adonis verehrt hat; man wird sich dort auch dessen wunderbare Geburt, Tod und Auferstehen erzählt haben. Auch die Hirten mit ihren Herden passen zu dem als jungen schönen Hirten vorgestellten Gotte; dergleichen könnte auch der Stern der Weisen damit zusammenhängen (vgl. mein religionsgeschichtliches Volksbuch über den sterbenden und auferstehenden Gottheiland S. 19 und 38). Auf jeden Fall ist hier die kritische Forschung, die ja die Geschichtlichkeit der Geburt Jesu in Bethlehem längst preisgegeben hat, durch das fünfte Evangelium auf eine religionsgeschichtliche Spur gewiesen, die durch das Ausgeführte freilich nur erst angedeutet sein soll. Daß man beth-lechem (Brothaus) auch mit dem Namen eines babylonischen Gottes (lakmu) zusammen bringt, sei hier nur kurz erwähnt.

Je einstimmiger die Kritik jetzt Bethlehem als Geburtsort Jesu verwirft, um so zuversichtlicher hält sie an Nazaret fest. Und doch sind auch hiergegen schon gewichtige Bedenken erhoben worden, Bedenken, die allerdings nicht aus dem Inhalt der Tradition selbst entnommen worden sind, sondern vielmehr aus der lockeren Verbindung, in der Nazaret mit dem Inhalt der Evangelien selbst steht. An sich liegt kein Grund vor, diese Tradition für unglaublich zu halten. Im Gegenteil: wer einmal in diesem lieblichsten aller palästinensischen Bergstädtchen gewandelt hat; wer von dem dschebel es-sich den prachtvollen Rundblick genossen oder sich an der Grazie der Frauen erfreut hat, die hoch aufgerichtet, mit den schön geformten Krügen auf dem Kopf in dem Marienbrunnen, dem einzigen der Stadt, Wasser schöpfen kommen, den berührt es schmerzlich, wenn er nicht mehr so zuversichtlich an dem

1) Vielmehr hat erst der Kaiser Konstantin hier eine Basilika errichten lassen, deren erwürdiger Bau noch heute mit seiner weiten fünf-schiffigen Halle eines der prächtigsten Denkmäler altchristlichen Kirchenbaues ist.

holden Gedanken hängen kann, daß auch die Mutter Jesu hier mit ihrem Knaben an der Hand einst Wasser schöpfte, und daß auch die Augen Jesu über dieser Landschaft geweilt und sich hier an der Schönheit Gottes in seiner Schöpfung erfreut haben. Doch auch solch lieber Traum müßte weichen, wenn es die Wirklichkeit verlangen sollte. Aber so weit sind wir jetzt noch nicht. Wohl sind es gewichtige Bedenken, die gegen Nazaret als Heimat Jesu erhoben werden. Vor allem hängt Nazaret, wie gesagt, nur sehr lose mit dem eigentlichen Stoff der Evangelien zusammen. Die einzige Erzählung, die bei Markus dort zu spielen scheint, die Verwerfung Jesu in seiner Vaterstadt, ist ganz farblos und nennt nicht einmal den Namen Nazaret, sondern sagt nur: er kam in seine patris (Vaterland oder Vaterstadt). Dagegen erscheint Kapernaum in dem Hauptstoff der evangelischen Erzählung als die eigentliche Heimat Jesu und wird auch so bezeichnet (Matth. 9, 1). In Mark. 3, 20 f. wird auch vorausgesetzt, daß die Angehörigen Jesu in Kapernaum wohnen; denn sie sind gleich zur Stelle, als sie hören, daß sich ein großer Haufe um ihn versammelt hat. Der Beiname Jesu aber, Nazarener oder Nazoräer, ist sprachlich und inhaltlich nicht leicht von Nazaret abzuleiten, wird vielmehr schon von den Alten mit Nasiräer zusammengebracht auf Grund von Richter 13, 5, das in der griechischen Bibel auch fast wörtlich dem Verse Matth. 1, 21 entspricht. Endlich führt auch der Evangelist Matthäus selbst den Beinamen Jesu auf ein altes Prophetenwort zurück (Kap. 2, 23), dessen Herkunft er aber nicht nennt, und das man auch im A. T. nicht sicher finden kann. Da nun die Stadt Nazaret weder im A. T. noch sonst bei den jüdischen Schriftstellern erwähnt wird, so hat W. B. Smith in seinem Buche „Der vorchristliche Jesus“ ihre Existenz auch zu Jesu Zeiten bestritten und die Bezeichnung Jesu als Nazarener auf eine bei Epiphanius (Gegen die Häresien Kap. 18 und 29) erwähnte vorchristliche Sekte zurückgeführt, deren Kultgott diesen Namen gehabt habe. Solche weitreichenden Schlüsse, die schließlich die Existenz Jesu überhaupt in Frage stellen, bedürfen natürlich einer genauen Untersuchung auf ihre Tragfähigkeit, die hier nicht geboten werden kann. Nur so viel soll gesagt sein: aus der Ketzergeschichte des 403 n. Chr. verstorbenen Bischofs Epiphanius kann nicht sicher festgestellt werden, daß die Sekte der Nazaräer schon in vorchristlicher Zeit existiert hat, ebensowenig wie die Nichtexistenz von Nazaret damit bewiesen ist, daß der Ort sonst nicht erwähnt wird. Nicht nur alle vier Evangelisten, vgl. besonders auch Joh. 1, 46, kennen ihn; er muß auch schon vorher in der Tradition so festgestanden haben, daß die Geburt Jesu in Bethlehém für Lukas nur durch die künstliche Einführung der Schätzung des Kaisers Augustus zu ermöglichen war. Dann aber steht auch der Annahme Nazarets

als Heimat Jesu nichts entgegen, mag man nun den Beinamen Jesu erklären, wie man will.

Was sagt nun aber Palästina als fünftes Evangelium dazu? Bietet das heutige Nazaret mit seinen Traditionen irgend einen Anhaltspunkt für die Entscheidung? Wenn wir dafür auf einen Vergleich mit der aus dem N. T. zu entnehmenden Beschreibung angewiesen wären, so stünde die Sache schlimm. Denn die einzige Luk. 4, 29 gegebene Beschreibung der Stadt, wonach diese auf einem Berge lag, von dessen Rand (wörtlich Augenbraue) man Jesus herabstürzen wollte, paßt auf das heutige Nazaret in keiner Weise. Denn weder liegt Nazaret auf einem Berge, sondern ist eine Hangsiedelung, noch befindet sich auf dem Berge, an dessen Südabhang die Stadt geschmiegt ist, irgend eine Absturzstelle, die zu der von dem Erzähler vorausgesetzten Situation paßt. Natürlich wird eine solche heute gezeigt, und ein Stück davon entfernt ist auch eine Marienkapelle angeblich an der Stelle, von der aus Maria dem Treiben der Juden zugeschaut haben soll. Aber jene Absturzstelle, die an sich wohl ganz geeignet wäre, liegt auf einem Berg Rücken südlich von Nazaret und ist von der Stadt durch ein Tal getrennt, das man erst hätte durchschreiten müssen. Das paßt also nicht zu der Erzählung von dem impulsiven Handeln der Juden. Kleinere Abstürze innerhalb der Stadt, an die man sich halten zu können glaubt, entsprechen aber der Sachlage ebensowenig. Somit findet die Erzählung des Lukas durch die Lage des heutigen Nazaret keine Bestätigung. Das gilt natürlich erst recht von allen übrigen Traditionen, von der Verkündigungskapelle oder der Werkstatt des hl. Joseph oder dem Tisch Christi, einem 3,6 m langen und 3 m breiten Felsblock, an dem Jesus mit seinen Jüngern gespeist haben soll. In der Verkündigungskapelle zeigt eine von der Decke herabhängende Säule den Standort der Maria und eine andere den des Engels Gabriel bei der Verkündigung! Alle diese Traditionen sind natürlich erst auf Grund der evangelischen Erzählungen entstanden. Die Mauern der von den Arabern als „Schule des Messia“ bezeichneten Kirche inmitten der Stadt, die nach alter Tradition (6. Jhdt.) einst eine Synagoge gewesen sein soll, könnten nach ihrer Struktur bis in die spätrömische Zeit (3. Jhdt.) zurückgehen und daher noch an dem Platze der Synagoge stehen, in der Jesus gelernt und später gelehrt hat. Aber wenn auch über das vierte oder höchstens dritte Jahrhundert keine Spuren hinausführen, so wird man doch wegen der schon oben genannten prächtigen Quelle annehmen müssen, daß der Ort schon früher besiedelt war. Und da er an einer immerhin bedeutsamen Straßenkreuzung, von Haifa nach Tiberias einerseits, von Akka nach dem Süden andererseits liegt und in seiner freien Lage am Bergabhang die Gegend

beherrscht, so ist auch sein Name Nazaret (= Hüterin) aus seiner natürlichen Lage zu erklären. Daß im Volksbewußtsein diese Bedeutung des Namens vorhanden war, geht auch daraus hervor, daß er im Arabischen den Artikel hat: en-nâsira, die Hüterin. So hilft uns das fünfte Evangelium gegenüber den gewiß nicht leicht zu nehmenden Problemen, die sich für die Kritik des N. T. mit Nazaret und dem Beinamen Jesu als des Nazareners verbinden, doch schließlich dazu, an dem lieblichen Nazaret als der Heimat Jesu festzuhalten, das wir, wenn auch gewiß unser Glaube nicht daran hängt, doch nur wehmütigen Herzens aus dem Kreis der uns von Jugend auf lieb gewordenen Vorstellungen von dem Erdenleben Jesu streichen würden.

Auf gesicherteren geschichtlichen Boden kommen wir dagegen, wenn wir von Jerusalem die Straße nach Jericho zum Jordan hinabsteigen, an dem der gewaltige Bußprediger Johannes der Täufer sein Wesen trieb. Der große Graben, den die hier 20 Klm. breite Jordanebene bildet, ist in der Tertiärzeit durch einen gewaltigen Bruch entstanden, der im toten Meere eine Tiefe von 394 m unter dem Meeresspiegel erreicht und daher fast 1200 m unter Jerusalem liegt; man kann die einzelnen Bruchstellen an den Steinlagerungen im Gebirge Juda oft genug deutlich erkennen. Hier, in der Umgegend des Jordan, wie Lukas 3, 3 schreibt, in der — die üppige Oase von Jericho und das dichte Strandgebüsch des Jordan umgebenden — Wüste, wie es Markus 1, 4 heißt, hat nach den Erzählungen der Evangelien die Taufe Jesu stattgefunden. Joh. 1, 28 nennt „Bethanien jenseits des Jordan“. Bethabara (Surthausen) ist nachweislich erst durch Origenes in die Handschriften gekommen. Dieses „Bethanien“ ist noch nicht sicher identifiziert worden; nur, daß der Täufer jenseits, also am Ostufer des Jordan seine Tätigkeit entfaltet hat, scheint sicher zu sein und wird auch dadurch bestätigt, daß Herodes Antipas, der den Täufer nach Mark. 6, 17 gefangen setzte, in Peräa regierte. Auch die Taufstelle, an der noch heute ungezählte Pilger, namentlich russischer Griechen, ein Tauchbad nehmen, kann sehr wohl die alte Stelle sein, da sie an der alten Verkehrsstraße nach dem Ostlande liegt¹⁾. Auch wird dort am Ostrande der Ebene bei einer Quelle eine Grotte als Wohnstätte des Johannes gezeigt. Später hat dieser nach Joh. 3, 22 seine Tätigkeit nach Ainon bei Salim verlegt: „Denn es war viel Wasser daselbst“. Das kann also nicht am Jordan gewesen sein; denn sonst hätte dieser Zusatz keinen Sinn; aber

1) Nur hat man, wohl aus Gründen der Bequemlichkeit, die Taufstelle auf das diesseitige, westliche Ufer verlegt.

auch nicht ein heutiges Ainon, das östlich von Nablus im Hochlande liegt und kein Wasser hat. Man hat es vielmehr auf Grund alter Pilgerberichte und der Mosaikkarte von Madaba in der Nähe von Besan, dem alten Sknopolis zu suchen, das zur Dekapolis gehörte. Der Täufer hätte sich damit aus dem Bereich des Herodes entfernt. Dieser hat ihn aber dann doch gefangen gesetzt und getötet; nach dem Bericht des Josephus in seiner Bergfeste Machärus am toten Meere, deren Trümmer noch der Nachforschung harren; nach der Erzählung des Markus scheinbar in Tiberias bei einem Fest, zu dem nach Mark. 6, 21 die Großen von Galiläa geladen waren. Merkwürdiger Weise zeigt man das Grab Johannis des Täufers in Sebastije, dem alten Samaria, auf Grund einer alten, bis auf Hieronymus zurückführbaren Tradition. Die Lage des Ortes würde jedenfalls zu der vorausgesetzten Lage von Ainon und auch zu Tiberias besser passen als zu der am südlichen Jordan und zu Machärus am toten Meere, während man andererseits durchaus geneigt sein dürfte, die Darstellung des Josephus für die geschichtlich richtigere zu halten. Die Entstehung dieser doppelten Tradition ist jedenfalls ein bisher noch ungelöstes Rätsel, das das fünfte Evangelium der Geschichtsforschung aufgibt ¹⁾.

Eine der bestbezeugten Lokaltraditionen ist nun glücklicherweise die Lage von K a p e r n a u m am Nordwestufer des ungemein lieblichen, 21 km langen und bis 9¹/₂ km breiten Sees von Tiberias, der 208 m unter dem Meerespiegel liegt und von anmutigen Höhenzügen umkränzt schon von Josephus als ein wahres Paradies auf Erden gepriesen wird. Allerdings ist die Gegend jetzt, abgesehen von der ca. 5000 Einwohner zählenden Stadt Tiberias am Westufer des Sees, nahezu entvölkert infolge der Unsicherheit gegenüber den wandernden Beduinenstämmen. Auch Kapernaum ist jetzt nur eine kleine, von einer Mauer umgebene Niederlassung der Franziskaner. Aber diese birgt in ihrem Inneren das kostbare Ruinenfeld, das bisher auch nur zu einem Teile untersucht und bloßgelegt worden ist. Das bisherige Hauptergebnis der Ausgrabungen sind die Trümmer einer alten, reich ornamentierten Synagoge, deren Grundriß völlig erhalten und freigelegt worden ist. Ja, man hat dazwischen noch Trümmer einer noch älteren Synagoge gefunden, die einmal an Stelle der späteren gestanden

1) Das Haupt Johannis des Täufers wurde in einer um 400 n. Chr. erbauten Johanneskirche zu Damaskus gezeigt, an deren Stelle seit dem 8. Jahrhundert die berühmte Omaidemoschee steht. „Noch heute schwört der Damasgener beim Haupte »Jahjäs« (= Johannes)“. Bäderer Palästina. S. 276.

haben muß und sehr wohl auf jene Luk. 7, 5 ff. erwähnte Synagoge zurückgehen könnte, die der „Hauptmann von Kapernaum“ den Juden errichtet haben soll. Es ist eine bezeichnende Taten-sprache der Religionsgeschichte, daß sich über der Grotte von Beth-lehem an Stelle des alten Denustempels eine christliche Kirche er-hebt, an der mit allem Aberglauben antiker Volksreligion die Feiern christlicher Erinnerungen gehalten werden; daß in Bethle-hem sowohl wie in Nazaret die christlichen Konfessionen mit zähem Ernst an unglaublichen Traditionen hängen und ihnen in Kir-chen und Kapellen ihren Kultus weihen, während hier in Kaper-naum, der eigentlichen Wirkungsstätte Jesu, keine Kirche sich er-hebt, kein Gottesdienst die heiligsten Erinnerungen feiert. Aber die Steine reden; die Trümmer zeugen nicht nur von der Erfüllung jenes auch über Kapernaum ergangenen Wehewortes Matth. 11, 23, sondern auch davon, daß die Wahrheit nicht beliebt ist unter der Masse, daß sie nicht gefeiert wird, aber daß sie sich trotz aller Irrgänge menschlichen Geisteslebens doch erhält und aus den Trümmern siegreich auferstehen wird. Bethlehem und Nazaret mögen ihre Kirchen und Kapellen haben; die Stätte der Bergpre-digt und der Gleichnisse vom Himmelreich ist die freie Luft des Himmels und die auf sich selbst gestellte Seele des Menschen, die an keinen Ort und keine Zeit gebunden ist, wohl aber weiß, daß sie die starken Wurzeln ihrer Kraft tief in dem ererbten Gut der Väter bewahren muß und dankbar darum auch die Stätten grüßt, von denen solche Kräfte ausgegangen sind.

In der jüdischen Literatur wird Kapernaum nur einmal, im Midrasch zum hohen Liede, erwähnt. Hier werden die Leute von Kapernaum als Keßer mit den Minim (wie die Juden später die Christen bezeichneten) in Parallele gestellt. Das stimmt auch zu der gegen alle Rechtgläubigkeit verstoßenden Ornamentik der Syna-gogentrümmer. Die Entstehung des heutigen Namens tell-hum ist strittig. Da Kapernaum Dorf des Nahum bedeutet, so müßte für Dorf das Wort tell (Hügel) eingetreten und Nahum zu hum verkürzt sein. Beides ist aber schwierig anzunehmen, zumal es dort keinen Hügel gibt, sondern der Ort am Meere liegt, und das Gelände erst hinter dem Orte sanft ansteigt. In Kapernaum ist aber auch das Grab des berühmten jüdischen Rabbi Tanhum, von dessen Namen Dalman daher lieber den heutigen Ortsnamen ab-leiten will. Josephus erwähnt Kapernaum Vita 72 als Kepher nomos und redet Bell. IV. 10, 8 von einer Quelle Kapernaum in der Gennesar-Ebene, wobei er an die warmen Quellen bei Chirbet Minje, $\frac{1}{2}$ Stunde westlich von Kapernaum, gedacht haben mag. Das alte Kapernaum selbst deshalb dort zu suchen, ist nicht an-gängig; die Quelle konnte an dem Grenzgebiet des Ortes liegen

und auch so den Namen ganz gut tragen. Nach den Evangelien ist Kapernaum auch Zollstätte gewesen, was wegen der Grenze des östlich davon gelegenen Bethsaida Julius ganz wohl möglich ist, auch wenn keine größere Straße dort vorbei führte. Von diesem Bethsaida selbst ist keine Spur mehr zu entdecken (Luk. 9, 10, Joh. 6, 1). Dalmann nimmt an, daß es an der Mündung des Jordan in den See gelegen habe, und daß die Trümmer durch das Alluvium des Flusses verspült worden sind.

Dagegen hat man die Ruinen von Chorazin eine Stunde nördlich von Kapernaum inmitten öden Steingerölls in dem heutigen Kerâzie wieder gefunden. Auch hier zeigen die Trümmer den Bau einer alten, noch reicher ornamentierten Synagoge wie in Kapernaum, an.

Lassen sich so die drei Matth. 11, 20 ff. genannten galiläischen Städte, über die das Wehe ausgesprochen wird, noch einigermaßen sicher nach ihrer Lage bestimmen, so läßt sich über Dalmanutha nichts mehr sagen, während Magadan und Magdala denselben Ort bezeichnen können, der vielleicht in dem heutigen Medschdel am Westufer des Sees zu sehen sein dürfte.

Von weiter abliegenden Ortschaften kommt außer dem schon oben erwähnten Nain noch Kana, das heutige Keferkennâ, in Betracht, in dessen lateinischer Kirche neben Resten einer alten Synagoge sich eine etwa aus dem Ende des dritten Jahrhunderts stammende hebräische Mosaikinschrift befindet, und wo auch noch die steinernen Wasserkrüge gezeigt werden, welche von der Hochzeit zu Kana Joh. 2, 6 herrühren sollen. Endlich ist noch Gerasa (oder Gadara oder Gergasa) im Osten des Sees von Genesareth zu nennen. Das heutige Gerasa liegt freilich viel zu weit ab, als daß es für die Erzählung von der Heilung des Besessenen Mark. 5, 1 ff. herangezogen werden dürfte. Andererseits findet sich aber nur dort am Südostende des Sees eine für die 2000 Säue passende Absturzstelle. So läßt sich die Erzählung in der Form, wie wir sie in Mark. 5, 1 ff. haben, nicht lokalisieren; das fünfte Evangelium erhebt dagegen Einspruch. Dasselbe gilt von den Speisungsgeschichten. Es ist dort am See nirgends die vorausgesetzte Wüste zu finden, in der die Leute ohne Wunderhilfe hätten verhungern müssen; Ortschaften lagen überall in nicht allzuweiter Entfernung. Auch widersprechen sich die in den Evangelien gemachten Ortsangaben und Seefahrten (Joh. 6, 1–17; Matth. 14, 13 ff. 34; Luk. 9, 10; Mark. 6, 45. 53) derart, daß die Harmonistik bis auf B. Weiß sich gezwungen gesehen hat, ein doppeltes Bethsaida anzunehmen, was natürlich auf so engem Raum nicht möglich ist. Wichtig ist nur, daß die Tradition die Speisung mit Bethsaida zusammen überliefert hat. Bethsaida bedeutet aber Speisehaus, worauf

Nestle als auf ein merkwürdiges etymologisches Zusammentreffen aufmerksam gemacht hat. Ebenso möchte er Chorazin aus einer durch Umstellung der Konsonanten entstandenen Bildung von chansir (Schwein) ableiten und als „Schweinskopf“ erklären, womit dann möglicherweise jene Erzählung von den 2000 Schweinen irgendwie im Zusammenhang stehen könne. Daß die Erzählungen selbst in ähnlicher Weise wie die vom Jüngling zu Nain und andere mit Lokaltraditionen zusammenhängen, ist an sich nicht unwahrscheinlich, aber leider vorläufig nicht weiter zu erhärten.

Etwas anders ist das Betreten des Gebietes von Tyrus und Sidon Matth. 15, 21 zu verstehen, weil es einen Fluchtweg Jesu vor Herodes zu bedeuten scheint. Sidon, das von Tyrus durch den Leontes getrennt liegt, hat aber Matthäus erst zu Tyrus hinzugefügt, das bei Markus 7, 24 allein steht. Das Gebiet begann nicht allzuweit vom Nordende des Sees jenseits Safed. Aber der Rückweg, den Markus 7, 31 angibt, bedeutet einen ungeheuren Umweg und enthält insofern eine geographische Unmöglichkeit, als es ein zusammenhängendes Gebiet der Dekapolis nicht gab.

Die Erwähnung des (oder eines Berges), auf den Jesus sich zur Jüngerwahl Mark. 3, 13, zur Bergpredigt oder zum Gebet begibt, will Dalman aus einer ungenauen Uebersetzung des aramäischen *laturâ* „ins Steingeröll“ erklären, was auch zu der Stelle bei Kapernaum paßt, die man als Ort der Bergpredigt zeigt, und die durch einen Baum, „den Baum der Seligpreisungen“, kenntlich ist.

Der Berg der Versuchung Jesu ist natürlich nirgends zu finden; ebensowenig aber auch wohl der der Verklärung. Der Tabor, den die Tradition dafür ausgibt, kann geschichtlich nicht in Betracht kommen, weil er zu Jesu Zeiten besiedelt war; ob er aber nicht doch religionsgeschichtlich dafür zu beanspruchen ist, dürfte die Frage sein, da er wegen seiner schönen Kegelform und seiner stolzen, bewaldeten Höhe wohl als „der“ Berg dieses Teils von Galiläa gelten kann und gewiß nicht ohne religiöse Beziehung geblieben ist, wie denn ja auch die Tradition seit alters an diesem Berge haftet. Will man aber einen geschichtlichen Ort der Verklärung Jesu suchen, so geht man meist hoch nach Norden in die Gegend von Cäsarea Philippi, obwohl in der Geschichte selbst kein Anlaß dazu liegt, da das Petrusbekenntnis, das Lukas zudem nach Bethsaida verlegt, und die Verklärung Jesu nach Mark. 9, 2 sechs Tage auseinander liegen.

Nach jenem Bekenntnis des Petrus scheint Jesus seinen Zug nach Jerusalem angetreten zu haben. Für die galiläischen Festpilger boten sich dazu zwei Wege: der eine durch Samarien, der andere durch die Jordanebene über Jericho. Der erstere Weg scheint nach Josephus (Ant. XX, 6) der gebräuchlichere gewesen zu

sein; auch Jesus hat ihn nach Luk. 9, 52 vgl. 17, 11 einschlagen wollen, ist aber dann über Jericho gezogen. Das Johannesevangelium vertritt eine ganz andere Tradition. Hiernach hält sich Jesus vor der Auferwekung des Lazarus in der Jordangegend bei Jericho jenseits des Jordan auf (Joh. 10, 40) und begibt sich nach derselben „in das Land nahe bei der Wüste, in eine Ephraim genannte Stadt (Joh. 11, 54)“, von wo er sechs Tage vor dem Fest nach Bethanien kommt (Joh. 12, 1). Die Erzählung von der Samariterin am Jakobsbrunnen bei Sychar Joh. 4, 5 ff. spielt nicht auf der Festreise, sondern auf einer Reise von Jerusalem nach Galiläa, von der die andern Evangelien nichts wissen. Die Lage des heutigen, 23 m tiefen und 2,3 m im Durchmesser betragenden Brunnens, bei dem sich Reste einer Kirche aus dem 3. Jhd. befinden, paßt vorzüglich zu der Erzählung; er liegt an der nordostwärts sich abzweigenden Straße nach Galiläa am Fuße des majestätisch aufsteigenden Garizim, auf dem die Samaritaner, deren Sekte sich bis heute noch in spärlichen Resten erhalten hat, einst geopfert haben und heute noch ihr Passah feiern. Wir befinden uns auch sonst hier auf altem religionsgeschichtlichen Boden; das in der Nähe liegende Grab Josephs, — auf dem Acker, den Jakob nach Gen. 48, 22 (vgl. 33, 19 und Jos. 24, 32) gekauft hat, — gilt Juden, Christen und Muslims heilig und wird von den Juden sogar durch Opferspenden verehrt, die sie in den Höhlungen der beiden am Grabe befindlichen Steinsäulchen verbrennen. Der Evangelist scheint daher hier eine alte Lokaltradition verwendet und allegorisch gedeutet zu haben. Jensen will die Erzählung letztlich auf das Gilgameschepos zurückführen, wonach Eabani der Siduri vorwirft, daß sie fünf Männer verzaubert habe und nun auch ihn betören wolle. Unmöglich darf man den Versuch nicht nennen; besonders die Uebereinstimmung der Zahlen ist frappant. Auf jeden Fall aber widerstreitet die so bestimmte Lokalfarbe der Erzählung der Annahme, daß sie der Evangelist frei komponiert habe; das fünfte Evangelium fordert hier die Voraussetzung einer Lokaltradition, sei sie nun geschichtlicher oder religionsgeschichtlicher Art. Der Name Sychar ist nach Dalman eine Verstümmelung aus Sichem; es hieß zu Jesu Zeiten Neapolis, woraus sich der heutige Name Nablus gebildet hat.

Der Einzug Jesu in Jerusalem hat nach den Synoptikern von Jericho aus über den Ölberg stattgefunden, von dem die Festkarawane nach Luk. 19, 37 „hinabsteigt“. Nach dem Johannesevangelium weilt Jesus dagegen in Bethanien und begibt sich am nächsten Tage nach Jerusalem, von wo aus ihm die Menge mit Palmenzweigen entgegenkommt. Eine Entscheidung darüber ist aus dem fünften Evangelium nicht zu entnehmen. Ausgeschlossen er-

scheint nur, daß Jesus einen jungen, ungerittenen Esel benutzt habe, Mark. 11, 2. Wie störrig selbst die gerittenen Esel zuweilen sind, hat nach dem Bericht des Pastors Albers aus Bethlehem vom Juli 1910 selbst die Prinzessin Eitel Friedrich auf ihrem Ritt nach Bethlehem jüngst erfahren müssen. Ein junger ungerittener Esel aber wäre zu solchem Zweck, wie ihn Jesus vorhatte, gänzlich unbrauchbar gewesen. Dagegen ist das Streuen von Zweigen kein unmöglicher Zug der Erzählung, wie Wellhausen meint, da es Öl- und Johannesbäume damals wie heute dort gegeben haben kann (nach Dalman). Die nur Joh. 12, 13 erwähnten Palmenzweige bringen die Leute aus Jerusalem mit, wo sie auch jetzt noch zur Osterzeit zu haben sind.

In Bethanien wird heute noch das Grab des Lazarus gezeigt, das aber nach den alten Pilgerberichten früher außerhalb des Ortes gelegen haben muß und von einem Olivenhain umgeben war. Sollte letzterer hier auch auf religionsgeschichtliche Spuren führen? Dafür spricht besonders der arabische Name des heutigen Bethanien, el-Esarije, den man zwar von dem lateinischen Lazarium ableiten will, wobei aber das E im Anfang des Wortes unerklärt bleibt. Vielmehr weist das auf einen auch sonst bekannten Heiligen der Muslim, der mit Chidder zusammenhängt und auf Esra zurückgeht. Mit diesem hängt auch sprachlich der Name Lazarus, wie Eleazar, Elieser u. a. zusammen. Auch verehren ihn die Muslim ebenso wie die Christen. Merkwürdig ist doch auch die Beziehung, die zwischen dem Wort Bethanien (Haus des Armen) und dem armen Lazarus in dem bekannten Gleichnisse Jesu besteht. Die Annahme der Kritiker, daß die Erzählung von der Auferweckung des Lazarus aus jenem Gleichnisse, sei es nun durch Verarbeitung der Evangelisten oder in mündlicher Tradition, wie es P. W. Schmied in den religionsgeschichtlichen Volksbüchern I, 8 u. 10. S. 90 ff. verständlich zu machen sucht, entstanden sei, ist an sich wenig wahrscheinlich. Viel eher lassen sich beide Erzählungen aus gemeinsamer religionsgeschichtlicher Wurzel begreifen, auf die uns die Spuren des fünften Evangeliums hinzuweisen scheinen, indem sie eine uralte Lokaltradition in Bethanien fordern. Ob die Wurzel dieser Tradition auch wieder, wie Jensen meint, zuletzt im Gilgameschepos liegt, wo Gilgamesch den Geist des gestorbenen Eabani aus dem Totenreich heraufbeschwört, ist natürlich eine andere Frage, die nicht mit der allgemeinen religionsgeschichtlichen Ableitung steht und fällt. In der Nähe von Bethanien liegt übrigens die Quelle el-chöd, die man mit der Josua 15, 7 genannten „Sonnenquelle“ en-šemeš zusammenbringen will, und die etwa seit dem 15. Jahrhundert als „Apostelquelle“ erwähnt wird.

Das mit Bethanien bei Markus und Lukas zusammen ge-

nannte Bethphage hat sich in der späteren Tradition nicht erhalten. Die etymologische Bedeutung des Namens (Seigenhaus) bringt es in Verbindung mit der Erzählung vom verfluchten Seigenbaum, die ja ganz in der Nähe des Ortes spielt, und für die bei Lukas auch wieder ein Gleichnis, das vom unfruchtbaren Seigenbaum, steht. Solche etymologischen Beziehungen sind natürlich sehr unsicher und nur in Verbindung mit anderen Anzeichen mit großer Vorsicht zu verwerten. Ihr Kredit steigt aber mit ihrer Zahl; deshalb soll hier zu den oben genannten Ableitungen die gleichfalls von Nestle hervorgehobene Beziehung zwischen dem Teich Bethesda (= Neuhaus) Joh. 5, 2 und dem Joh. 5, 1 genannten Feste als einem Neujahrsfeste hinzugefügt werden. Auch daß Nain „lieblich“ bedeutet, hat man schon mit der Erzählung vom Jüngling von Nain in Verbindung gebracht, insofern, als Adonis und andere orientalische Götter als liebliche Jünglinge geschildert werden, die, wie jener Jüngling von Nain, als einzige Söhne ihrer Mütter vom Tode dahingerafft und auf wunderbare Weise wieder daraus erweckt werden. Daß der heutige Ort seinen Namen „lieblicher Anger“ rechtfertige, kann man nicht gerade behaupten, da er am Nordabhange des kleinen Hermon vielmehr in ziemlich steiniger und baumloser Gegend liegt.

Aus der Leidensgeschichte Jesu werden in und bei Jerusalem alle Einzelheiten und noch vielerlei Sagenhaftes dazu oft an doppeltem und dreifachem Orte gezeigt, worauf wir hier nicht näher eingehen können. Die Stätte des letzten Mahles befindet sich zwar in einem bis auf byzantinische Zeit zurückführbaren Bau; aber darüber hinaus läßt sich nichts feststellen. Daß Gethsemane am Fuß des Ölbergs gelegen haben muß, geht schon aus der Bedeutung des Namens (Tal der Öle) hervor; die ältesten Pilgerberichte führen auf den Teil nördlich der Kidronbrücke. Die Meinung, daß Jesus dort mit seinen Jüngern übernachtet habe, ist aber wegen der um die Osterzeit hier empfindlich kühlen Nächte — vgl. das Feuer im Hofe des Palastes des Hohepriesters — nicht anzunehmen. Die Pilgerberichte scheiden übrigens zwischen Gethsemane und der Stätte des Gebetes, die sie viel höher auf den Berg hinauf verlegen. Die Paläste der Hohepriester Hannas und Kaiphas werden nach einer Tradition aus der Kreuzfahrerzeit im armenischen Viertel, dem südöstlichen Teile der Stadt, gezeigt, während der Palast des Herodes Antipas dem Tempel gegenüberlag.

Die via dolorosa, der Leidensweg Christi, geht jetzt von der als Burg Antonia bezeichneten türkischen Kaserne an der Nordmauer des Tempelplatzes aus. Als ihr Eingangstor sah man den bekannten Eccehomo-Bogen an, von dem aus Pilatus Jesum mit den Worten „Sehet, welch ein Mensch“ (Joh. 14, 5) dem Volke vorgestellt

haben soll, der aber (nach Benzinger S. 44) vielleicht der Hauptdurchgang eines römischen Triumphbogens war. Das Prätorium des Pilatus hat sich auf Grund alter Zeugnisse, namentlich des Josephus (bell. II, 14, 8), vielmehr im Westen der Stadt, in der Nähe des heutigen Jaffatores befunden. Dort erheben sich heute noch zwei gewaltige Türme, die vielleicht noch auf den Grundmauern der alten, Hippikus, Phasael und Mariamne genannten Türme, stehen. Westlich vor dem Prätorium, in dem nach Josephus kein Platz dafür vorhanden war, muß sich dann die Richtstätte, Gabbata, befunden haben.

Golgatha und das Grab Christi selbst werden heute in der mitten in der Stadt gelegenen Grabeskirche gezeigt, während die Engländer eine von Gordon entdeckte Grabanlage vor dem Damaskustor dafür in Anspruch nehmen, die aber mit ihrer schädelförmigen Erhebung und dem stimmungsvollen Garten vor dem Grabe nur den äußeren Schein der Echtheit für sich hat. Wahrscheinlich hat, wie aus alten Mauerresten geschlossen werden kann, auch der Platz der heutigen Grabeskirche einst vor den Toren der Stadt gelegen. Auf sie führt auch die Beschreibung zurück, die wir von dem ersten Kirchengeschichtsschreiber Eusebius († 340) von der Auffindung des Grabes Christi und dem Bau der ältesten Kirche über ihm unter Konstantin dem Großen haben. Es könnte auch, wie Dalmann meint, gerade für die Wahrscheinlichkeit dieser Tradition sprechen, daß sie schon damals nicht dem Augenschein entsprach. Man suchte Gulgatha und fand das Grab; daneben in einer großen Zisterne Balken, die man für das Kreuz Christi und der Schächer hielt. Diese Zisterne ist aber scheinbar einst ein natürlicher Steinbruch gewesen, der den Namen Gulgatha getragen haben kann; und die Grabanlage entspricht der Joh. 19, 41 gegebenen Beschreibung, wonach das Grab Christi ein neues Grab gewesen ist; denn es zeigt eine unvollendete Grabanlage mit einem Schiebegrab und einem Bogenbankgrab. Ein solches wird auch Joh. 20, 7 vorausgesetzt.

Freilich haftet nun die Tradition an einer Stelle, an der, wie in Bethlehern, früher ein Venustempel gestanden haben soll. Auch diesen soll nach der Angabe des Hieronymus der Kaiser Hadrian gebaut haben, um, wie es auch hier wieder heißt, den Christen die heilige Stätte zu verleiden. Damit wird zwar die Tradition der Grabesstätte bis in den Anfang des zweiten Jahrhunderts zurückgeschoben; aber ihre Entstehung wird selbst wieder zu einem schweren Problem. Als feststehende Tatsache haben wir zunächst nur anzunehmen, daß früher an Stelle der Grabeskirche ein Tempel der Venus (Belti-Aphrodite oder Astarte) gestanden hat, deren Kult wie in Bethlehern mit dem des Tammuz-Adonis zusammenfiel. Ohne Grund

würde sich eine solche Tradition bei den Christen sicherlich nicht gebildet und durch Jahrhunderte hindurch erhalten haben. Ob es aber Hadrian war, der den Tempel gebaut hat, ist durch die Angabe des Hieronymus geschichtlich nicht sichergestellt; noch viel weniger aber der Beweggrund, den der Kirchenvater dafür angibt. Dieser sieht vielmehr auch hier wieder nach einer möglichst harmlosen Erklärung der den Christen sehr unangenehmen Tatsache aus. Sehr bedenklich muß es auch zunächst erscheinen, daß die Christen schon um das Jahr 100 ein Heiligtum an der Grabstätte Christi gehabt haben sollen, deren Verehrung ihnen Hadrian habe verleiden wollen. Wir haben weder im N. T. noch sonst aus dem Urchristentum ein Zeugnis dafür. Aber wenn wir an den damals wie heute weit verbreiteten Gräberkult denken, so darf es nicht für ausgeschlossen gelten, daß auch die Christen sehr bald schon das Grab ihres Kultgottes — denn das war ihnen Christus — verehrt haben. Ob aber das von ihnen verehrte Grab wirklich das Grab Jesu war, bleibt trotzdem zweifelhaft. Es hat zwar auch hier etwas sehr Bestechendes, zu sagen, daß sich in den Evangelien offensichtlich die Bekanntheit der Grabstätte Jesu in dem Namen Golgatha erhalten habe und sich demnach zeitlich äußerst nahe mit jener von Hadrian berichteten Tradition berühre. Aber wer in der Kritik der Evangelien einigermaßen bewandert ist, der weiß, wie unsicher hier der geschichtliche Boden ist, und wie ungenau gerade die ältesten Berichte in der Lokalisierung ihrer Erzählungen sind. Dazu kommt noch, daß die Christengemeinde Jerusalems nach der Ueberlieferung beim Ausbruch des großen jüdischen Krieges, in dem Jerusalem durch Titus (im Jahre 70 n. Chr.) zerstört wurde, die Stadt verlassen hat. Das Johannesevangelium hat allerdings eine genauere Ortsangabe des Grabes Christi, und ich glaube sogar, daß seine Angabe mit der des heutigen Grabes Christi übereinstimmt. Ich warne aber trotzdem davor, allzu sichere Schlüsse darauf zu bauen. Das Johannesevangelium kennt auch das Grab des Lazarus und meint, wie wir gesehen haben, auch hier das heute noch gezeigte Grab. Aber wie hier, kann auch das vermeintliche Grab Christi auf eine religionsgeschichtliche Spur zurückführen, eben auf jene Spur, auf die uns der Bericht von dem Venustempel Hadrians führt. Da es nicht wahrscheinlich ist, daß sich eine Ueberlieferung der wirklichen Grabesstätte Jesu erhalten hat, und da andererseits das Bedürfnis, sein Grab zu kennen und zu verehren, sich bald gezeigt haben wird, so kann sich die Tradition leicht an ein durch noch ältere Tradition bekanntes Grab gehalten haben. Daß dieses ursprünglich ein Grab des Tammuz-Adonis gewesen sei, wird vielleicht durch jene Tradition vom Venustempel Hadrians angedeutet und findet einen rückwärts liegenden Anhaltspunkt in Hese-

kiel 8, 14, wonach die Tammuzfeier im Norden der Stadt gehalten wurde, also dort, wo auch das jetzige Grab Christi gelegen hat. Nehmen wir noch hinzu, daß eben auch Tammuz-Adonis ein sterbender und auferstehender Gottheiland war, dessen Tod von den Frauen Jerusalems vor dem Nordtore des Tempels beweint wurde, so wird die Uebertragung grade dieser alten Kultstätte auf die Person Jesu für jene Zeit erst recht verständlich. Natürlich verehrte man im Zeitalter Jesu den Tammuz dort nicht mehr; um so leichter wird es aber begreiflich, daß die halberloschene Erinnerung im Volke wieder auflebte, als ein neuer Gottheiland dort verkündet wurde, dessen Tod und Auferstehen man feierte. Mit dieser Erklärung fällt die Geschichtlichkeit des heutigen Grabes dahin. Aber ist das zu bedauern? Wirkliche Verehrung Jesu muß es geradezu wünschen, daß das „Grab Christi“, an dem heidnischer Aberglaube, fanatischer Haß der Konfessionen und neugierige Schaulust sich die Hand reichen, nicht das Grab des Jesus sei, von dem die Religion des Geistes und der Wahrheit ausgegangen ist. Freilich dürfen Stimmungen und Wünsche unser Urteil nicht begründen oder beeinflussen. Fest steht nur, daß vor der ältesten christlichen Grabeskirche ein Venustempel dort gestanden hat.

Zum Schluß noch ein Wort über die Erscheinungen des Auferstandenen, die wieder den doppelten Schauplatz von Galiläa (Markus, Matthäus und Joh. 21) und Jerusalem (Lukas und Joh. 20) zeigen. Man hat beides dadurch zu vereinigen gesucht, daß man eine Ortschaft des Namens Galiläa auf dem Welberg annahm! Aber den See von Tiberias Joh. 21, 1 hat man doch nicht dahin zu verlegen vermocht. Daß andrerseits die Fischmahlzeit Luk. 24, 42 besser an den See (Joh. 21, 5—10) als nach Jerusalem paßt, wurde oben schon erwähnt. Der einzige Ort, der für das fünfte Evangelium in Betracht kommt, ist Emmaus, um das sich heute drei Ortschaften streiten, von denen aber keine recht zu der Erzählung stimmen will. Der Ort ist nach Luk. 24, 13 sechzig Stadien von Jerusalem entfernt (einige Handschriften haben 160 Stadien). Zu den 60 Stadien paßt am besten el-kubēbe; es liegt aber für die Rückkehr der Jünger am selben Abend reichlich weit. Nach Kulōnije beträgt der Weg hin und zurück etwa 60 Stadien; aber so ist die Angabe in Luk. 24, 13 nicht gemeint. Amwās liegt gar 175 Stadien von Jerusalem entfernt. Man hat es dadurch für die Erzählung brauchbar zu machen gesucht, daß man die Zeitangabe Luk. 24, 29, „es will Abend werden und der Tag hat sich geneigt“, auf die Zeit nach der Mittagshöhe der Sonne bezieht, nach der diese ja zu neigen beginne! Eine Entscheidung darüber, welcher dieser drei Orte das lukanische Emmaus sei, könnte nur aus irgend einer alten Tradition gewonnen werden, die aber noch in keinem dieser Orte gefunden worden ist.

Schluß.

Wir stehen am Ende unserer Darlegungen. Das Resultat, zu dem wir gelangt sind, wird manchem vielleicht zu gering erscheinen, weil er eine Antwort auf die letzten und entscheidenden Fragen über die Geschichtlichkeit der Person Jesu gesucht und statt dessen in vielen einzelnen Fällen nur Fragezeichen gefunden hat. Die Geschichtsforschung hat aber ebensowohl die Aufgabe, Fragen zu stellen, wie Antwort zu geben, Probleme aufzurollen, wie zu lösen. Es bedeutet für sie jedesmal einen Fortschritt, wenn neue Fragen auftauchen, neue Probleme sich erheben. Freilich, auf die letzten und entscheidenden Fragen der Religion vermag sie die Antwort überhaupt nie zu geben. Wer das erwartet, ist schlecht beraten und hat seinen Glauben auf Sand gebaut. Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis.

Aber in den der Geschichtsforschung zugänglichen Fragen haben wir doch manche wertvolle Antwort gefunden. So vor allem die, daß der Inhalt der Evangelien in Palästina bodenständig ist, daß es nicht angängig ist, ihn aus der griechisch-römischen Popularphilosophie, oder der alexandrinischen Weisheitslehre, oder den sozialen Zuständen von Rom und Italien abzuleiten.

Diese Antwort kommt speziell auch dem Johannesevangelium zugute. Dasselbe nimmt ja gegenüber den drei anderen eine so eigenartige Stellung ein, daß man es entweder für das geschichtlich wertvollste hält oder seinen Inhalt ganz in Ideen aufgehen läßt, zu deren Einkleidung die drei anderen Evangelien den Stoff geliefert haben sollen (wie z. B. die Erzählung von der Auferweckung des Lazarus aus dem Gleichnis vom reichen Mann und armen Lazarus). Gegen die letztere Auffassung legt das fünfte Evangelium energisch Protest ein und fordert die Anerkennung selbständiger und alter Traditionen.

Freilich darüber, ob diese Spuren geschichtlichen Wert haben oder nicht, vermag das fünfte Evangelium nicht endgültig zu entscheiden. Es lenkt aber allerdings hier und auch in den andern Evangelien die Forschung in vielen Fällen auf religionsgeschichtliche Spuren. Ich wiederhole nur die Namen Bethlehem, Nain, Bethanien, Bethphage, Grabeskirche!

Um Mißverständnisse¹⁾ zu vermeiden, hebe ich aber ausdrück-

1) In meinem Religionsgeschichtlichen Volksbuche „Der sterbende und auferstehende Gottheiland“ habe ich am Schluß gleichfalls Einspruch gegen die völlige Auflösung der geschichtlichen Person Jesu in die Religionsgeschichte erhoben. Das ist nicht immer beachtet und richtig verstanden worden.

lich hervor, daß das fünfte Evangelium die geschichtliche Persönlichkeit Jesu selbst durchaus nicht in die Religionsgeschichte auflöst. Es lehrt im Gegenteil die doppelte Wirksamkeit Jesu in Galiläa und Jerusalem verstehen und redet namentlich in den Trümmern von Kapernaum, das ja auch nach den Synoptikern die eigentliche Wirkungsstätte Jesu war, eine deutliche Zeichensprache geschichtlicher Erinnerung.

Daß aber zu dem Bilde Jesu, wie es die Evangelien überliefert haben, die Religionsgeschichte, und zwar auch grade die des heiligen Landes selbst, allerlei Züge beigetragen habe, das ist doch eigentlich natürlich und sollte niemand wundernehmen. Wurzelt die christliche Religion in den Tiefen der Volksseele, und ist das älteste Christentum, wie es uns doch die Evangelien zeigen, aus den unteren Schichten des Volkes hervorgegangen, so muß es auch in seiner Form die Art des Volkes an sich tragen. Das Volk kleidet seine Gedanken in Geschichten. Es erfindet aber diese Geschichten meist nicht neu, sondern knüpft sie an uralte Traditionen an. Wer echte Volksreligion kennen lernen will, der gehe zur Osterzeit nach Jerusalem und sehe sich dort die verschiedenen Prozessionen oder die griechische Osterfeier an. Das Feuer, das dabei am Ostermorgen aus einer Luke der Grabeskapelle herausgereicht wird, hat mit dem Grab Christi und dem geschichtlichen Christentum überhaupt nichts zu tun. Und doch entzündet sich auch an diesem Feuer in vieler Herzen tiefe Inbrunst und religiöse Kraft.

Es wäre verkehrt und roh, die Leute ihres Aberglaubens wegen zu verspotten. Ueberwunden werden kann solcher Aberglaube doch nur durch ein Feuer, das die Herzen noch mächtiger zu ergreifen vermag, als jener Feuerzauber, durch den Geist der Wahrheit und der Liebe. Auch diese Kräfte sehen wir in Palästina am Werke. Wieviel ernstes und tiefes Forschen und Fragen nach Wahrheit zieht heute wieder durch das heilige Land! Und wie zahlreich sind die Veranstaltungen werktätiger Nächstenliebe in allen ihren Formen! Wem es im heiligen Lande handgreiflich klar geworden ist, daß dieser Geist der Wahrheit und der Liebe hoch über jeder Verehrung heiliger Stätten, ja hoch über allen Konfessionen und Religionen steht, für den ist dieses Land in einem noch höheren Sinne als dem bloß geschichtlichen zu dem geworden, als das wir es bezeichnet haben, zum fünften Evangelium.

und ‚Wiedergeburt durch Wissenschaft‘ ist Unsinn – aber sie macht frei von mancher schweren Last und stärkt den Mut des Menschen, sein inneres Leben statt auf irgend eine fremde Lehre auf sich selbst zu gründen und auf das, was er da vom lebendigen Gott erlebt.

Bei unserer Arbeit gehen wir durchaus planmäßig vor. Es gilt nicht, dieses oder jenes interessante Thema zu behandeln, sondern von einem festen Grunde aus fest aufzubauen. Das Verzeichnis der erschienenen Volksbücher läßt diesen Plan deutlich erkennen. Die Preise sind so niedrig angesetzt, daß Jedermann im Volke, der sich für die Lektüre eines solchen Buches reif weiß, auch in der Lage ist, es sich zu kaufen.

Das Abonnement auf die Volksbücher kostet M. 4.– pro Jahr. Es umfaßt 9 Nummern. Die Berechnung erfolgt mit dem 1. Heft eines Jahrgangs für das ganze Jahr. Die Hefte werden mit Nr. 1–9 unter Beifügung der Jahreszahl nummeriert. Im Einzelverkauf kostet in der gewöhnlichen Ausgabe ein Heft 50 Pfg., gebunden 80 Pfg.; ein Doppelheft M. 1.–, gebunden M. 1.30. Kartonierte Einzelausgabe nicht mehr geführt.



Für das Jahr 1910 ist noch folgendes Volksbuch vorgesehen:

Prof. **E. f. Lehmann-Haupt**: Israels Geschichte im Rahmen der Weltgeschichte. (Doppelheft.)

Im Jahre 1911 erscheinen unter anderen:

Prof. D. **Herrmann-Marburg**: Das Dogma der Religion.

Prof. D.Dr. **W. Köhler-Zürich**: Gnostizismus.

Pastor Lic. **Hans Schmidt-Breslau**: Die religiöse Lyrik des Alten Testaments.

Änderungen bleiben vorbehalten. Es liegt dem Herrn Herausgeber daran, möglichst bald die neu- und alttestamentliche Abteilung zum Abschluß zu bringen.

Verzeichnis der erschienenen Volksbücher.

I. Reihe: Die Religion des Neuen Testaments. 1. Wernle: Quellen des Lebens Jesu. 11.—20. Taus. — 2./3. *Bousset: J 11.—30. Taus. — 4. Vischer: Die Paulusbriefe. — 5./6. *Wrede: Pa 21.—20. Taus. — 7. Hollmann: Welche Religion hatten die Juden als aufrat? 11.—20. Tausend. — 8. u. 10. Schmiedel: Das vierte Evangelium gegenüber den drei ersten. — 12. Ders.: Evangelium, Briefe und Offenbarung des Johannes. — 9. v. Dobschütz: Das apostolische Zeitalter. — 11. Hermann: Die Entstehung des Neuen Testaments. — 13. *Knopf: Die Zukunftshoffnungen des Urchristentums. — 14. *Jülicher: Paulus und Jesus. — 15. Geffcken: Christliche Apokryphen. — 16. Brückner: Der sterbende und auferstehende Gottheiland i. d. oriental. Religionen u. i. Verhältnis z. Christentum. — 17. E. Petersen: Die wunderbare Geburt des Heilandes. 1909. — 18./19. Weiss: Christus. Die Anfänge des Dogmas. 1909. — 20. Bauer: katholischen Briefe des Neuen Testaments. 1910. — 21. Brückner: fünfte Evangelium (Das heilige Land). 1910.

II. Reihe. Die Religion des Alten Testaments. 1. Lehmann-Haus: Israels Geschehnisse im Rahmen der Weltgeschichte. (In Vorbereitung.) — 2. Kückler: Hebräische Volkskunde. — 3. I und II. *Merx: Die Bücher Moses und Josua. — 5. Budde: Das prophetische Schrifttum. — 7. *Jülicher: Saul, David, Salomo. — 8. *Gunkel: Elias. — 9. Nowack: Amos und Hosea. — 10. *Guthe: Jesaja. — 11. Liechtenhan: Jeremia. 1909. — 14. Löhr: Seelenkämpfe und Glaubensnöte vor 2000 Jahren. — 15. Zinger: Wie wurden die Juden das Volk des Gesetzes? — 17. *Berthold: Daniel und die griechische Gefahr.

III. Reihe. Allgemeine Religionsgeschichte. Religionsvergleichung. 1. Pfeleiderer: Vorbereitung des Christentums in der griechischen Philosophie. — 2. Bertholet: Seelenwanderung. — 3. Söderström: Die Religionen der Erde. — 4. Hackmann: Der Ursprung des Buddhismus. — 5. Ders.: Der südliche Buddhismus. — 7. Ders.: Der Buddhismus in China usw. — 6. Wendland: Die Schöpfung der Welt. — 8. *Berthold: Christentum und Islam. — 9. Vollmer: Vom Lesen und Deuten hebräischer Schriften. — 10. Gressmann: Die Ausgrabungen in Palästina u. d. Umgebung. — 11. Bürkner: Altar und Kanzel. Geschichte des Gotteshauses. — 12. Jacoby: Die antiken Mysterienreligionen und das Christentum.

IV. Reihe. Kirchengeschichte. 1. *Jüngst: Pietisten. — 2. *Weinhold: Paulus Gerhardts. — 3./4. *Krüger: Das Papsttum. Seine Idee und Träger. — 5. *Weinel: Die urchristliche und die heutige Mission. — 6. Mehlhorn: Die Blütezeit der deutschen Mystik. — 7. Holl: Der Protestantismus. — 8. Ohle: Der Hexenwahn. — 9. Baur: Johann Calvin. — 10. Anrich: Der moderne Ultramontanismus in seiner Entstehung und Entwicklung. 1909. — 11/12. Kattenbusch: Die Kirchen und Synoden des Christentums in der Gegenwart. 1909. — 13. Reichert: D. M. Luthers Deutsche Bibel. 1910. — 14. Benser: Das moderne Gesellschaftschristentum. 1910.

V. Reihe. Weltanschauung und Religionsphilosophie. 1. Nitzsch: Gall: Welches ist die beste Religion? — 2. *Traub: Die Wunder des Neuen Testaments. 11.—20. Taus. — 3. Petersen: Naturforschung und Glaube. 11.—15. Taus. — 4. *Meyer: Was uns Jesus heute bedeutet. — 5. *O. Schmiedel: Richard Wagners religiöse Weltanschauung. — 6. *Bousset: Unser Gottesglaube. — 7./8. Rade: Die Stellung des Christentums zum Geschlechtsleben. 1910.

Neu eintretende Abonnenten erhalten die bis zum 31. Dezember erschienenen 60 Nummern geheftet für M. 24.—, kartoniert für M. 30.—.

* bedeutet: es existiert eine feine (gebundene) Ausgabe zum Preis von M. 1.50, Doppelnummern M. 2.—. (Bousset: Jesus M. 1.75.)

Brückner, Martin.

Das fünfte evangelium (das Heilige Land) von lic. dr.
Martin Brückner ... 1.-6. tausend. Tübingen, J. C. B.
Mohr (P. Siebeck) 1910.

Reihe
Hft. 43 p. 20^{cm}. (Religionsgeschichtliche volksbücher für die deutsche
christliche gegenwart. 1. reihe, 21. hft. Hrsg. von F. M. Schiele)

"Ausgewählte literatur": on verso of t.-p.

1. Palestine--Description and travel. 2. Jesus
Christ--Historicity. 3. Bible. N. T. Gospels--
Criticism, interpretation, etc. I. Title.

II. Series.
226354 Library of Congress

10-30382

CCSC/mr

© Nov. 14, 1910; 2c. Dec. 9, 1910; A—Foreign 2084; J. C. B.
Mohr (Paul Siebeck) Tübingen, Germany.

